



## Humanae vitae

**Überlegungen eines Fundamentaltheologen:** Zwiespältige Aufnahme, auch unter kirchentreuen Katholiken – Sind sie nicht «guten Willens»? – Auch Päpste dürfen irren – Neuere Beispiele – Gibt es Kriterien zur Beurteilung von Lehraussagen? – Hilfen des Konzils – Das Hauptargument: die Tradition – Fortschreitende Wahrheitserkenntnis – Ist die kirchliche Ehelehre abgeschlossen?

**Sicht des Arztes:** Warnung vor stiller Emigration – Das Problem der Geburtenregelung – Biologisch gleich natürlich? – Kann aus einer naturwissenschaftlichen Entdeckung eine sittliche Norm begründet werden? – Die Methode der Zeitwahl – Verknüpfung biologischer Gesetzmäßigkeiten – Fehlinterpretierte Periodik – Naturwissenschaft und Lehramt.

## Musik

**Ist Beat Musik?:** Jugendliche geraten in Ekstase – Andere empfinden Beat als Lärm – Das Bestimmende, der Rhythmus – Musik ist Ausdruck der Zeit und der Gesellschaft – Beat, die Stimme der Arbeitswelt? – Einsamkeit und Ungeliebtsein – Die kleinen Freuden des Alltags – Die Band als Gruppe – Gefühl der Zusammengehörigkeit – Die Beatles – Ihr Weg zum Erfolg – Ihre musikalische Leistung.

## Ökumene

**Die Weltkonferenz von Uppsala 1968:** Das Gesicht der Weltkirchenkonferenz – Das Ja Roms zur Ökumenischen Bewegung – Die Kritik der Jugend – Akzente und Schwerpunkte – Hinwendung zum Menschen – Das

Schicksal der Textentwürfe – Das «Geheimnis» konziliaren Geschehens – Dynamische Katholizität – Gottesdienst und Weltdienst? – Verwässerte Resolutionen? – Die katholische Präsenz – Auf dem Weg zur Partnerschaft – Das «historische Faktum von Uppsala» – Die Rolle der Beobachter-Delegierten – Die großen Theologen fehlten – Die Frage nach dem Beitritt Roms – Das Schwierigste beginnt erst – Wachsende Gemeinschaft.

## Literatur

**K. Paustovskij und A. Jaschin:** Zwei verschiedene Sowschriftsteller – Paustovskij, der nichtengagierte Zuschauer-Erzähler – Jaschin, der parteitreue Lyriker – Wendepunkt: Entstalinisierung – Dichtung, Geschenk der Hoffnung – Literatur, weltverbessernde Macht – Weg zur Wahrhaftigkeit.

## DISKUTIERTER ENZYKLIKA

Fundamentaltheologische Überlegungen zu «Humanae vitae»

Es hat wohl noch niemals eine päpstliche Enzyklika gegeben, die ein so weltweites Echo und auch im kirchlichen Raum, selbst auf Kanzeln und in Bistumsblättern, eine so zwiespältige Aufnahme gefunden hat, und die zugleich so unmittelbar in das tägliche Leben unzähliger Menschen hineinspricht, wie die Enzyklika Humanae vitae.

In dem fundamentalen Anliegen des Schreibens sind sich «alle Menschen guten Willens», die in der Adresse der Enzyklika ausdrücklich angesprochen werden, mit dem Papst einig: in seiner Sorge um die vielfach gefährdete Würde von Ehe und Familie und um die Einordnung der menschlichen Sexualität in das Ganze einer sittlichen Ordnung. Nicht einhellig, auch in der katholischen Welt nicht, ist aber die Reaktion auf jene Aussage, um die es dem Papst im besonderen geht: die Verurteilung aller Wege der Empfängnisregelung<sup>1</sup> mit Ausnahme der sogenannten Zeitwahl.

Diese Tatsache, daß nämlich die Enzyklika nicht ohne weiteres, wie das früher selbstverständlich erschien, akzeptiert, sondern auch unter kirchentreuen Katholiken diskutiert und kritisiert wird, zwingt uns zunächst zu einer Reflexion über den Verpflichtungscharakter eines solchen Schreibens.

Der katholische Christ rechnet auf Grund der Verheißung Christi mit dem Beistand des Heiligen Geistes für die Kirche, im besonderen aber für das kirchliche Lehramt. «Er wird euch in alle Wahrheit einführen» (Joh 16,13). Darum ist «die Kirche

die Säule und Grundfeste der Wahrheit» (1 Tim 3,15). Bei definitiven Entscheidungen in Glaubens- und Sittenfragen ist dieser Beistand nach katholischer Lehre ein unbedingter.

Doch gilt auch da selbstverständlich (was nicht immer genügend gesehen wird), daß die Kirche immer nur im Begriffs- und Vorstellungsmaterial ihrer Zeit sprechen kann, daß also auch bei einer definitiven Aussage ein «aggiornamento», wie Johannes XXIII. sagte, notwendig werden kann, damit das Wort der Kirche bei den Menschen überhaupt ankomme. Schließlich bleiben alle eigentlich theologischen Aussagen, das heißt Aussagen über Gott und Göttliches, im Bereich des Analogon; die «Unähnlichkeit» der Aussage in bezug auf Gott, über den die Kirche spricht, ist immer größer als die «Ähnlichkeit». So hat 1215 am vierten Laterankonzil das kirchliche Lehramt seine eigene Begrenzung definiert.

Nun erhebt die Enzyklika Humanae vitae nicht den Anspruch, eine endgültige Lehrentscheidung zu sein. Es handelt sich um eine (bloß) «authentische», vom Begriff her nicht unfehlbare Lehraussage. Auch solchen Aussagen kommt nach katholischem Kirchenverständnis verpflichtende Autorität zu, vielfältig abgestuft nach Inhalt und Umständen, vor allem nach dem Anspruch, den der Text selbst erhebt. Dieser Anspruch ist bei Humanae vitae gewiß nicht leicht zu nehmen. Denn mit großem Nachdruck beruft sich der Papst immer wieder, nicht weniger als achtmal, auf die Beständigkeit der kirchlichen Lehrtradition in dieser Sache.

Die grundsätzliche Haltung, die der katholische Christ einer solchen Lehraussage gegenüber einzunehmen hat, ist die gläubiger Loyalität, der Bereitschaft zu äußerer und innerer An-

nahme. Im Konfliktfall jedoch darf und muß der einzelne, wenn er das Gewicht der Argumente sorgfältig abgewogen hat, seiner etwa abweichenden Überzeugung folgen. Das fordert das göttliche Gebot der Ehrlichkeit.

### Auch Päpste dürfen irren

Wir sollten zunächst nüchtern registrieren, daß Päpste in nicht-unfehlbaren Lehräußerungen nicht nur – theoretisch betrachtet – irren können, sondern daß sie bisweilen auch tatsächlich geirrt haben. Wie oft das vergleichsweise geschehen ist, berührt das Problem, um das es hier geht, nicht entscheidend. Es dürfte zur Beurteilung der Problemlage nützlich sein, einige Beispiele zu nennen, um an ihnen deutlich zu machen, um was für Fragen es sich dabei handeln kann, und wie die kirchlichen Stellen sich dabei verhalten haben. Es sollen nur Beispiele aus der Neuzeit angeführt werden, und zwar solche, die gegebenenfalls eine gewisse Analogie zur heute diskutierten Enzyklika aufweisen.

Das bekannteste Beispiel ist die Verurteilung *Galileis* im Jahre 1616, gleich wichtig in grundsätzlicher Hinsicht wie in ihren Folgen, nämlich der damit beginnenden Entfremdung zwischen Kirche und moderner Naturwissenschaft. Es handelte sich nicht, wie manchmal gesagt, in erster Linie um eine verkannte naturwissenschaftliche Erkenntnis. Für das kirchliche Lehramt ging es um ein theologisches Problem, nämlich um das Verständnis der Heiligen Schrift, allerdings in der Konkurrenz zu einer naturwissenschaftlichen Aussage, ein Konflikt, der sich in den nächsten Jahrhunderten mehrfach, wenn auch weniger spektakulär, wiederholte, etwa in der Frage nach dem Ursprung des Menschen. Bei der Verurteilung Galileis wurde zugleich das Werk des bereits 1543 verstorbenen ermländischen Domherrn *Kopernikus* «*De revolutionibus orbium coelestium*» (Über die Bewegungen der Himmelskörper) verurteilt, das den eigentlichen Wendepunkt in der Geschichte der Naturwissenschaften darstellt. Man sagt, das Weltbild des Kopernikus – die Sonne als Mittelpunkt des Planetensystems – sei durch ihn selbst und durch Galilei noch nicht zwingend bewiesen worden. Die endgültigen Beweise habe erst Newton († 1727) erbracht. Das entschuldigt etwa die damals in der Kirche verantwortlichen Männer. Doch trifft es nicht unser Problem: Es war ein Irrtum in einer theologischen Frage, wie nämlich Aussagen der Heiligen Schrift in der Konkurrenz zu naturwissenschaftlichen Aussagen zu beurteilen sind.<sup>2</sup> Nun war das Urteil über Kopernikus und Galilei sicher keine Definition. Aber betrüblich und unentschuldigbar ist es, daß erst am 11. September 1822 das Heilige Offizium erklärte, die kopernikanische Ansicht dürfe in Wort und Schrift frei verkündet werden, hundert Jahre nachdem die letzten Zweifel an der Richtigkeit dieser «Ansicht» beseitigt waren! Die Werke des Kopernikus und Galilei sind noch in der Ausgabe des Index vom Jahre 1819 aufgeführt; erst in der Neuausgabe vom Jahre 1835 wurden sie endlich gestrichen.<sup>3</sup> Wir ahnen heute kaum noch, was der Index einmal bedeutete: Wer ein solches Buch las oder auch nur aufbewahrte, war exkommuniziert, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen.

Aus dem Gebiet der Ethik sei genannt: die Verurteilung der Gewissensfreiheit durch Gregor XVI. in der Enzyklika *Mirari vos* vom 15. August 1832: «Eine absurde und irrtige Sentenz, eher eine Wahnidee» (Denzinger, Nr. 2730); ferner die Verurteilung der Religionsfreiheit durch Pius IX. im «Syllabus», einer «Sammlung von Zeitirrtümern», die er seiner Enzyklika *Quanta cura* (1864) beigab (Denzinger, Nr. 2915). Hier konnte sich der Papst auf eine lange in Theorie und (oft grausamer) Praxis vertretene kirchliche Tradition stützen, die sich bis auf Augustinus zurückführen läßt. Ein Jahrhundert später hat dann das Zweite Vatikanische Konzil die Würde des persönlichen Gewissens proklamiert und die Religionsfreiheit als fundamentales Menschenrecht anerkannt.

Es ist also eine geschichtliche Tatsache, daß Päpste in nicht-definitiven Lehraussagen, auch solchen von großer Tragweite, sogar in Glaubens- und Sittenfragen, selbst wenn sie sich dabei auf eine kirchliche Tradition stützen konnten, geirrt haben. Die Frage, ob Paul VI. in der Kernaussage von *Humanae vitae*, nämlich in der bedingungslosen Verurteilung empfängnisverhütender Methoden mit Ausnahme der Zeitwahl, geirrt haben könnte, ist darum so akut, weil

► nach der Auffassung vieler das Konzil selbst im Unterschied zu früheren Lehraussagen, insbesondere zur Enzyklika *Casti connubii* Pius' XI. (1930), sich zur Frage der Mittel einer ver-

antworteten Empfängnisregelung bewußt weniger bestimmt geäußert hatte;

► weil die große Mehrheit (etwa 80%) der zum Studium dieser Fragen eigens eingesetzten päpstlichen Kommission anders urteilte als jetzt der Papst;

► weil viele, wie es scheint, die meisten, auch die katholischen Fachgelehrten der einschlägigen Sachgebiete ebenfalls anders urteilten;

► weil ferner weite Kreise des katholischen, auch des kirchentreuen Volkes offenbar anderer Meinung waren oder sind, wie schon beim Weltkongreß für Laienapostolat (11.–18. Oktober 1967) deutlich wurde, und wie es sich jetzt an den Reaktionen auf die Enzyklika zeigt;

► es kommt hinzu, daß auch mehrere nicht-katholische Kirchen, denen vom Konzil auch «innere Gaben des Heiligen Geistes» zuerkannt werden, sich eingehend mit dem Problem der Empfängnisregelung befaßt haben und ebenfalls zu andern Auffassungen gekommen sind;

► schließlich handelt es sich, wie die Enzyklika selbst betont, nicht um eine geoffenbarte Lehre, sondern um eine Frage der natürlichen sittlichen Ordnung, die grundsätzlich allen Menschen erkennbar sein sollte. Man muß sich fragen, wie es zu erklären sei, daß so viele andere von Verantwortungsbewußtsein erfüllte Menschen sich da so entscheidend irren könnten.

Man hat den Eindruck einer gewissen Diskrepanz zwischen These und Argumentation in der Enzyklika: Es handelt sich, wie ausdrücklich gesagt wird, um eine Forderung der natürlichen Sittenordnung. Es wird auch kein einziger Text aus der Heiligen Schrift zitiert<sup>4</sup>. Der Papst wendet sich an «alle Menschen guten Willens», auch an die Nichtchristen. Seine Argumentation hätte also auf Einsichtigmachung zielen müssen, gerade denen gegenüber, die überzeugt sind, eine andere Einsicht zu haben. Nun werden zwar in der Enzyklika die Argumente der Gegenseite, wie sie von der Mehrheit der oben genannten päpstlichen Kommission vertreten wurden, zitiert, aber man kann schwerlich sagen, daß eine wirkliche Auseinandersetzung mit diesen Argumenten erfolgt. Statt dessen wird immer wieder auf der Beständigkeit der kirchlichen Tradition über die Ehemoral insistiert. Zweifellos ist die kirchliche Tradition für den Katholiken eine wichtige Erkenntnisquelle; aber das Argument aus der kirchlichen Tradition ist als solches ein theologisches Argument, dem man in einer Frage der natürlichen Sittenordnung (vor allem, wenn alle Menschen guten Willens angesprochen sind) nicht die Hauptlast auferlegen sollte<sup>5</sup>. Da kirchliche Tradition und Autorität in der Enzyklika die Hauptlast der Begründung tragen, spitzt sich die Kontroverse unvermeidlich auf die Autoritätsfrage zu. Das ist bei der heute außerhalb und auch innerhalb der Kirche offenkundigen Autoritätskrise nicht leicht zu nehmen.

Damit ist nun bezüglich der Enzyklika nicht nur der Moraltheologe und Ethiker, sondern ebenso sehr der Fundamentaltheologe herausgefordert. Er fragt zwar in der Regel nur grundsätzlich nach der Autorität von kirchlichen Lehraussagen. Im Folgenden soll aber diese Frage, weil sie hier so brennend ist, ganz konkret gestellt werden. Wenn man die genannten Gesichtspunkte und die Dringlichkeit der Fragen erwägt, muß man zweifellos nach Kriterien Ausschau halten, die uns helfen können, zu beurteilen, ob der Papst gerade in diesem Punkt jenen besonderen Beistand des Heiligen Geistes hatte (oder möglicherweise nicht hatte), den der Katholik bis zum Beweis des Gegenteils zu präsumieren hat, und zwar nach Kriterien, die nicht erst nach hundert oder mehr Jahren, wie bei den erwähnten Beispielen, sondern schon bald ein Urteil erlauben.

### Kriterien

Kann uns das Konzil einige Kriterien an die Hand geben? Von den großen Themen und Haltungen, die das Konzil bestimmten, und die vielfältig in den Dokumenten zum Ausdruck kommen, seien stichwortartig folgende genannt: Dialog, Kollegialität, Ökumene, Pastoral, Offenheit.

## Dialog

Vom Dialog war nicht nur auf dem Konzil viel die Rede. Dialog ist auch eine der Leitideen des Pontifikats Pauls VI. Der bei weitem umfangreichste der drei Abschnitte seiner ersten Enzyklika *Ecclesiam Suam* ist diesem Thema gewidmet: Dialog mit der Welt, mit den Religionen, mit den nichtkatholischen Christen, innerkirchlicher Dialog.

Gewiß kann ein Papst nur in sehr begrenztem Umfang einen unmittelbaren Dialog führen. Zum Thema Empfängnisregelung waren aber, so möchte man meinen, bestimmte Dialogpartner eindeutig gegeben. Zwei Jahre hindurch, vom Sommer 1964 bis zum Sommer 1966, arbeitete im persönlichen Auftrag des Papstes eine umfangreiche Kommission von hervorragenden Bischöfen und Fachgelehrten aus zahlreichen Ländern an dieser Frage. Warum hat der Papst, wohl mit einzelnen Mitgliedern, aber nicht ein einziges Mal mit dieser Kommission einen Dialog geführt? (Eine Audienz ist kein Dialog.) Als «einsamer» hat er die verschiedenen Dokumente und Gutachten studiert. Darf es aber nach dem Konzil noch einen so einsamen Papst geben? Durfte es ihn jemals geben?

Wären in dieser Materie nicht vor allem auch die verheirateten Christen berufene Dialogpartner des Papstes gewesen? Das Konzil spricht dem ganzen Gottesvolk Anteil am prophetischen Amt Christi zu und den «vom Geist der Wahrheit geweckten Glaubensinn» (Konstitution über die Kirche, Nr. 12). Müßte man nicht annehmen, daß dazu vor allem das Licht zur rechten Erkenntnis ihres ehelichen Standes gehört, für den sie ein eigenes Sakrament empfangen haben, das Papst, Bischöfe und Priester nicht empfangen haben? Der oben genannte Weltkongreß für das Laienapostolat hatte in einer Resolution erklärt, die «Wahl der wissenschaftlichen und technischen Mittel für eine verantwortete Elternschaft» sollte den Eheleuten selbst überlassen werden<sup>6</sup>. Leider war der Papst zur Zeit des Kongresses krank. Aber durfte dieser Dialog mit den verantwortlichen Vertretern der katholischen Laien der Welt einfach ausfallen? Ein weiterer Dialog war gewissermaßen von Amts wegen notwendig. Diese Notwendigkeit ist ausgedrückt im Wort

## Kollegialität

Als Pius XII. daran dachte, die Aufnahme Marias in den Himmel zu definieren, bat er vorher sämtliche katholischen Bischöfe des Erdkreises und die katholischen theologischen Fakultäten um ihre Stellungnahme. Erst als für ihn das Votum feststand, sprach er. Seither hat das Konzil, hat Paul VI. selbst, das aus der apostolischen Zeit stammende Prinzip der Kollegialität neu proklamiert (Dogmatische Konstitution über die Kirche, 3. Kap.). Nun handelt es sich zwar bei der Enzyklika nicht um eine Definition; aber hätte er bei einer Frage, die so unabsehbare Konsequenzen mit sich bringt, die Bischöfe und die theologischen Fakultäten nicht doch befragen sollen? Er hat es nicht getan.

## Ökumene

Das Konzil hat mit einer Aufgeschlossenheit und Liebe von der christlichen Ökumene gesprochen, die viele Christen innerhalb und außerhalb der römischen Kirche beglückten, wie man es noch wenige Jahre vorher nicht für möglich gehalten hätte. Zum Problem der Geburtenregelung aber, das auch die andern Kirchen seit Jahren bewegt und das bei verschiedenen Lehrauffassungen in Mischehen besondere Schwierigkeiten bereitet, nahm der Papst keinen Kontakt auf.

## Pastoral

Am pastoralen, persönlich engagierten Ernst des päpstlichen Schreibens ist nicht zu zweifeln. Aber gerade hier spürt der Seelsorger schmerzlich, daß der Papst die pastorale Situation verkennt. Er hat selbst nicht als einfacher Priester an der Front der unmittelbaren Seelsorge gestanden. Das ist keine Schuld; denn die Kirche braucht hervorragende Menschen auch für

andere, nicht unmittelbar seelsorgliche Aufgaben. Es heißt in der Enzyklika, es würde sich «eine breite und bequeme Straße ehelicher Untreue» auftun, wenn empfängnisverhütende Mittel fortan nicht in jedem Fall als verwerflich erklärt würden. Das widerspricht der Erfahrung der Seelsorger. Wer Ehebruch begehen will, dem ist die Frage nach der Erlaubtheit solcher Mittel sehr nebensächlich. Aber unzählige Ehen wurden und sind gefährdet, quälen sich mühsam dahin, zerbrechen, weil Frauen sich ihrem Mann verweigern zu müssen glauben. Das ist die Sorge der Seelsorger.

Das Konzil hat hier richtiger gesehen. Es betont die Bedeutung des Ehevollzugs für den Bestand der Ehe und warnt: «Wo nämlich das intime eheliche Leben unterlassen wird, kann nicht selten die Treue ... in Gefahr geraten und das Kind (die Familie) ... in Mitleidenschaft gezogen werden; denn dann werden die Erziehung der Kinder und auch die tapfere Bereitschaft zu weiteren Kindern gefährdet» (Pastoralkonstitution, Die Kirche in der Welt von heute, Nr. 51, vgl. Nr. 49). Die sogenannte Zeitwahl, die in der Enzyklika als einzig erlaubte Methode der Empfängnisregelung angesehen wird, ist viel zu kompliziert (wie soll sie angewandt werden von Menschen, die keinen Kalender haben und nicht lesen können?), zu unsicher, als daß sie die Lösung für das weltweite Problem der Geburtenplanung sein könnte. Unzählige Menschen wären praktisch die längste Zeit ihres Lebens zum Zölibat in der Ehe verpflichtet.

## Offenheit

Zwei Jahre hindurch hat eine aus kompetenten Persönlichkeiten bestehende Kommission in päpstlichem Auftrag über das Thema Empfängnisregelung gearbeitet. Über das Ergebnis dieser Arbeiten wird in der Enzyklika sehr wenig gesagt. Die Kommission sei nicht «zu einer vollen Übereinstimmung» gekommen. Ohne eine mutige Indiskretion wüßten wir nicht, wie die Mehrheitsverhältnisse tatsächlich waren, daß nämlich nur eine kleine Minderheit sich im Sinne der Enzyklika ausgesprochen hatte. Auch über die Argumente, die gebracht wurden, wüßten wir kaum etwas. Die Minderheit insistierte vor allem auf formal-autoritären Gesichtspunkten: «Wenn die Kirche sich (hier) so schwerwiegend in ihrer ersten Verantwortung der Seelenführung geirrt hätte, dann wäre das gleichbedeutend mit der ernsthaften Unterstellung, ihr habe der Beistand des Heiligen Geistes gefehlt» (Schlußsatz des Gutachtens). Die Mehrheit war bemüht, auf die Sachprobleme einzugehen, auch neue Gesichtspunkte zu erörtern, und die Fragen zu sehen, mit denen die Menschen tatsächlich ringen. Auf ihrer Seite standen offenbar auch die Experten.

Diese aber, wie auch die eigentlichen Mitglieder, sind bis heute an die Schweigepflicht gebunden. Deshalb wissen wir von den Gutachten der nichttheologischen Expertengruppen so wenig wie über das ganze Verfahren der Kommission, über die nach Vollendung der Kommissionsarbeit vom Papst allenfalls noch angehört Berater und wie über die Autorschaft der Enzyklika. Dasselbe Geheimnis lastete auch auf der mit der Redaktion des Ehekapitels beauftragten Konzilskommission. Immerhin ist einiges über dramatische Interventionen, gerade zum Abschnitt über die verantwortete Elternschaft, bekannt geworden, was deutlich gemacht hat, wie sehr um die Freiheit der Diskussion gekämpft werden mußte und wie man sie von kurialer Seite zu hindern suchte. Auch nach Konzilsschluß konnte die Diskussion im kirchlichen Raum keineswegs allseitig offen geführt werden, so daß man sich nicht wundern muß, daß die aufgestauten Meinungen sich jetzt um so vehementer äußern. Es ist daher am Platz, heute an die Rede zu erinnern, die Kardinal *Suenens* am 29. Oktober 1964 in der Konzilsaula hielt, und sie in eine kirchengeschichtliche Parallele zu stellen<sup>7</sup>.

Diese Rede, die durch den Ausruf «Ich beschwöre euch Brüder, vermeiden wir einen neuen Galilei-Prozeß» berühmt geworden ist, trat nicht nur für das Ernstnehmen der neuen wissenschaftlichen, biologischen wie psychologischen Erkenntnisse ein, sondern forderte auch zur tieferen Erfassung

des Evangeliums von der interpersonalen Gemeinschaft der «zwei in einem Fleische» auf. Für das konkrete Vorgehen des Lehramts aber empfahl Suenens ausdrücklich, daß die vom Papst gebildete Kommission «eine sehr weite Umfrage veranstalten möge bei namhaften Moralisten aus aller Welt, bei Gelehrten und Universitätsfakultäten verschiedener Disziplinen, bei Laien, Männern und Frauen, bei christlichen Eheleuten». Ferner wünschte der Kardinal, «daß die Namen der Mitglieder dieser Kommission bekannt wären, damit sie möglichst reichliche Informationen erhalten könnten und wirklich repräsentativ seien für das ganze Volk Gottes». Zehn Tage später gab der Kardinal eine Erklärung ab, die auf viele wie ein von «höherer Autorität» veranlaßter Rückzieher wirkte; die Anregungen waren offenbar ungnädig aufgenommen worden.

Die kirchengeschichtliche Parallele ist in den Vorstellungen zu erkennen, die der von Pius XI. zum Kirchenlehrer erhobene heilige Kardinal *Bellarmin* zu seiner Zeit hinsichtlich des Gnadenstreites dem Papst gegenüber machte. Der Streit entzweite um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert die katholischen Theologen, vor allem Dominikaner und Jesuiten. Zu seiner Bereinigung, so rief Bellarmin Clemens VIII., sei der richtige Weg nicht die geheime Verhandlung mit nur wenigen, sondern die öffentliche Beratung; man werde sich daran stoßen, wenn ohne solche eine Entscheidung erfolge. Die öffentliche Beratung sollte auf einer Bischofsynode oder mindestens auf einer Versammlung von Doktoren der verschiedenen Hochschulen erfolgen. So lautete der Rat Bellarmins, der gewiß einer der entschiedensten Verteidiger des römischen Primats war. Als «Theologe, der nicht seinesgleichen habe», vom Papst zum Kardinal erhoben, fiel er als freimütiger und unbestechlicher Ratgeber in Ungnade. Der erwähnte Brief erzürnte den Papst: er entfernte Bellarmin von Rom, indem er ihn zum Erzbischof von Capua ernannte. Später bereute Clemens, wie sein Nachfolger Paul V. bezeugt, daß er sich überhaupt in die ganze Streitfrage eingelassen habe.<sup>8</sup> Wenn damals Bellarmin recht hatte, um wie viel mehr Suenens im heutigen Zeitalter einer weltweiten Publizität, wo der Mensch die Geheimnistuerei noch viel weniger erträgt, zumal in Fragen, die ihn selbst betreffen!

### Fortschreitende Wahrheitserkenntnis

Die Theologiegeschichte zeigt uns, daß die fortschreitende Wahrheitserkenntnis in der Kirche ein sehr komplexer Vorgang ist, in den auch die fortschreitende Welterkenntnis hineinwirkt. Auseinandersetzung und Dialog spielen seit den Tagen des Apostelkonzils (Apg 15) eine entscheidende Rolle. In diesem Prozeß gibt es viele Zwischenstationen, oft muß die Kirche, also auch ihre Gläubigen, sich mit vorläufigen, bedingten Sicherheiten abfinden. Sie ist auf dem Weg, sie ist «pilgernde» Kirche, wie das Konzil sagt. Es ist ihr nicht einfach gegeben, definitiv zu sprechen, wo es ihr vielleicht wünschenswert wäre. Wo sie das nicht oder noch nicht tun kann, sind Irrtümer und Einseitigkeiten nicht ausgeschlossen. Der Rückblick auf die Geschichte des Irrtums in der Kirche dürfte aber wohl durchweg erkennen lassen, daß es der Kirche dabei zumeist um eine ihr wesentliche Wahrheit ging, die sie durch eine neue (angebliche) Erkenntnis gefährdet sah.

Im Fall Galilei war es die Heilige Schrift als unfehlbares Gotteswort, ebenso in ihrer zeitweise sehr schroffen Ablehnung der kritisch-historischen Exegese. Erst langsam wurde die echte Menschlichkeit des Gotteswortes der Schrift erkannt und anerkannt. Die Naturwissenschaft einerseits, die Erforschung der wiederentdeckten altorientalischen Literaturen andererseits, zuerst argwöhnisch betrachtet, leisteten dabei Hilfestellung.

Bei der Ablehnung der Gewissens- und Religionsfreiheit ging es der Kirche ebenso um eines ihrer heiligsten Güter: die Wahrheit. «Der Irrtum hat kein Recht gegenüber der Wahrheit». Erst mit der fortschreitenden Erkenntnis der Würde der menschlichen Person wurde klar, daß nicht Wahrheit oder Irrtum Rechtssubjekt sind, sondern nur der freie und verantwortliche Mensch. Noch die eingehenden und heftigen Konzilsdebatten um das Dekret über die Religionsfreiheit zeigen diese mühsame Erkenntnisentwicklung. Bei keinem andern Thema stand dem Konzil das Problem der Kontinuität und Diskontinuität der Kirchenlehre so deutlich vor Augen.

Ist nun die kirchliche Ehelehre schon bis zur letzten Klärung gelangt? Wenn wir die oben angestellten Überlegungen zur Enzyklika zusammenschauen, möchte es scheinen, das könne noch nicht das letzte Wort der Kirche in dieser Sache sein. Nicht nur darum, weil das Schreiben nicht den Anspruch erhebt, eine Definition zu sein, sondern auch und vor allem dar-

um, weil offenkundig ist, daß noch nicht alle Quellen ausgeschöpft sind, die hier für die Wahrheitsfindung dienlich sein können. Die Enzyklika verweist mit Nachdruck auf «die immer gleichbleibende» Ehelehre der Kirche. Das gilt sicher für die fundamentalen Lehraussagen: die Ehe als göttliche Institution, ihre Einheit und Unauflöslichkeit, die Verurteilung einer bloß triebhaften Sexualität. In der speziellen Frage der Beurteilung des ehelichen Aktes sind die Wandlungen viel erheblicher, als man zunächst vermuten möchte. Es ist von der patristischen Zeit bis zur Gegenwart eine echte Entwicklung in der sittlichen Bewertung festzustellen. Nur einige Hinweise:<sup>9</sup>

Nach dem Verständnis der Väter, besonders des richtungweisenden Augustinus, ist der Gebrauch der Sexualität grundsätzlich auf ein Minimum zu reduzieren. Für sie bestand der ursprüngliche Sinn der Sexualität ausschließlich in der Zeugung von Nachkommenschaft. Infolge der Sünde Adams stand sie aber so sehr unter dem Gesetz der Konkupiszenz, daß sie faktisch eigentlich nicht ohne Sünde aktualisiert werden konnte. Die Lust darf dabei nicht intendiert werden. In der Auseinandersetzung mit den Pelagianern geht Augustinus sogar so weit zu behaupten, daß jede geschlechtliche Vereinigung eine nicht berechnete Hingabe an das Übel der Lust wäre, wenn es eine andere Möglichkeit der Zeugung gäbe.<sup>10</sup>

In der Scholastik wird dann allmählich deutlicher gesehen, daß die Sexualität ihren Sinn auch in der «wechselseitigen Hilfe» zwischen Mann und Frau hat. Die geschlechtliche Lust wird zwar jetzt eindeutig als von Gott geschaffen anerkannt; aber sie darf als solche nicht intendiert werden, weil sie infolge der Erbsünde nicht dem Geiste untergeordnet ist. Auch jetzt halten die Theologen die eheliche Vereinigung nur dann für erlaubt, wenn Zeugung möglich und gewollt ist.

Seit dem 16. und 17. Jahrhundert wird nun in der Auseinandersetzung mit dem Rigorismus der Väter und der Scholastiker, der von den Jansenisten in extremer Form vertreten wurde, aus pastoraler Einsicht der Versuch unternommen, das stark negative Sexual- und Eheethos zu überwinden und die um der ehelichen Liebe willen vollzogene Geschlechtsbegegnung zu rechtfertigen. So kam man schließlich zu der Ansicht, daß die Lust der Geschlechtsbegegnung erlaubterweise angestrebt werden dürfe, wenn man nichts gegen die dem Sexualakt innewohnende Hinordnung auf die Zeugung unternehme, da so die Lust rechtfertigende Funktion der Sexualität noch hinreichend gewahrt sei.

Ein entscheidender, erst in unserer Zeit vollzogener Wendepunkt war damit erreicht. Pius XI. erklärte daher in *Casti connubii*, der eheliche Akt dürfe sogar mit der ausgesprochenen Absicht ausgeübt werden, daß keine Zeugung stattfinde, sofern er nur «naturgemäß» geschehe, was innerhalb der sogenannten unfruchtbaren Zeit der Frau möglich ist. Aber er unterscheidet doch noch zwischen Ehezielen erster Ordnung (Zeugung) und zweiter Ordnung (gegenseitiger Liebeserweis usw.). Bei entsprechend wichtigen Gründen rechtfertige auch ein Eheziel zweiter Ordnung für sich allein und unter Ausschluß des ersten den ehelichen Akt.

Das Konzil (und auch die Enzyklika *Humanae vitae*) übernimmt diese Unterscheidung zwischen Ehezielen «erster» und «zweiter» Ordnung nicht mehr. Die eheliche Liebe und der eheliche Akt als Ausdruck dieser Liebe werden in sich selber als wertvoll und für Glück und Bestand der Ehe als wichtig angesehen.

Es ist also eine sehr deutliche Entwicklung von einer sehr negativen zu einer sehr positiven Sicht des ehelichen Aktes in der Geschichte der kirchlichen Ehelehre festzustellen. Muß diese Entwicklung unbedingt heute ihren Abschluß gefunden haben?

Es ist zwar in der kirchlichen Ehelehre die Empfängnisverhütung, soweit in früheren Jahrhunderten überhaupt die Rede davon war, bis in die jüngste Vergangenheit immer als unerlaubt abgelehnt worden. Insofern urteilt die Enzyklika richtig, wenn sie sich auf die Beständigkeit der kirchlichen Lehre in diesem Punkt beruft. Allerdings war Empfängnisverhütung im allgemeinen auch kein dringliches Problem, da die Menschheit durch hohe Kindersterblichkeit, Hungersnöte, Seuchen usw. beständig dezimiert wurde. Erst die moderne Hygiene und Medizin haben die «Bevölkerungsexplosion» und damit die unabwiesbare Notwendigkeit einer Geburtenplanung gebracht.

Der Grund für die Ablehnung der Empfängnisverhütung war, wie dargelegt, sehr eindeutig: Die Zeugung wurde als einziges, vom 16. Jahrhundert an zumindest als das Hauptziel (*finis primarius*) des ehelichen Aktes betrachtet. In dem Augen-

blick aber, wo die Kirche auf Grund neuer Erkenntnisse dem ehelichen Akt auch unabhängig von der Zeugungsabsicht einen ihm eigenen sittlichen Wert als Ausdruck ehelicher Liebe zuerkannte, wie es das Konzil ausdrücklich getan hat, war eine völlig neue Fragestellung entstanden. Ihr trägt die Enzyklika nicht Rechnung. Auch die Mehrheit der päpstlichen Kommission hat die völlig veränderte Problemlage wohl nicht überzeugend genug herausgestellt.

Ist nämlich der eheliche Akt in sich selbst wertvoll und für Glück und Bestand der Ehe sogar wesentlich (s. o. Pastoral-konstitution Nr. 51), so daß er auch mit Ausschluß der Zeugungsabsicht ausgeübt werden darf, dann ist schwer einzusehen, daß er trotzdem unter allen Umständen physisch so zu vollziehen ist, als ob eine Zeugung beabsichtigt wäre, und daß dieser Umstand sogar so schwerwiegend sein soll, daß sich hier die Wege zu Himmel und Hölle scheiden (*Humanae vitae* Nr. 25). Von sittlicher Erheblichkeit sollte dann doch wohl nur sein, daß die eheliche Hingabe in der Art des Vollzuges Ausdruck gegenseitiger Rücksichtnahme und Liebe sei. Und das von Fall zu Fall zu beurteilen, sind doch wohl am ehesten die Eheleute selbst berufen.

Selbstverständlich ist die tatsächliche Sexualethik einer Zeit niemals einfach Konsequenz aus einer abstrakten Lehre über das Wesen der Ehe (und so ist es in der Enzyklika sicher auch nicht gemeint). Sie impliziert – mehr oder weniger bewußt – viele Voraussetzungen allgemein philosophischer, im besonderen anthropologischer, ferner kulturgeschichtlicher, soziologischer und auch naturwissenschaftlicher Art. Von Wandlungen und fortschreitenden Erkenntnissen auf diesen Gebieten (etwa vom Wandel in der gesellschaftlichen Stellung der Frau) bleibt sie nicht unberührt. An zwei besonders aufschlußreichen Beispielen sei das deutlich gemacht:

Die negative Beurteilung der Sexualität und überhaupt jeder sinnhaften «Lust», wie sie die Väter, besonders Augustinus und Gregor der Große äußern, leitet sich nicht aus der Offenbarung her, wenngleich auch manche Paulustexte dafür zitiert werden konnten, sondern vielmehr aus der Philosophie des Platonismus bzw. des Neuplatonismus, die den Leib des Menschen gering wertete, und aus der Ethik der Stoa, deren Ideal die «Apathia», die Leidenschaftslosigkeit, war. Mit dem Sieg des Aristotelismus in der Scholastik wird auch die Leiblichkeit des Menschen positiver gesehen, gilt doch die Seele jetzt mit Aristoteles als «forma corporis».

Auch naturwissenschaftliche Erkenntnisse können erhebliche Konsequenzen für ethische Wertungen haben. Solange man – irrtümlicherweise – den Mann als den allein «Zeugenden», die Frau nur als «Empfangende» betrachtete (daher noch unser Begriff «Empfängnis»), mußte die frustratio seminis, die «Vergeudung des Samens», innerhalb wie außerhalb der Ehe, als viel schwerwiegender beurteilt werden als heute, wo wir wissen, daß das neue Leben erst mit der Vereinigung von Ei- und Samenzelle beginnt, und daß in der Natur nicht das Prinzip der «Sparsamkeit», sondern das der «Verschwendung» gilt (viele Millionen Samenzellen bei einer einzigen Ejakulation)<sup>11</sup>.

Was ergeben sich für Konsequenzen?

► Für den einzelnen: Unmittelbar verpflichtende Norm seines sittlichen Handelns ist und bleibt sein Gewissen. Gegen das ehrliche und geprüfte Urteil des Gewissens kann nicht einmal die Kirche zu etwas verpflichten; der einzelne kann sich aber auch umgekehrt da, wo sein Gewissen Schuld sieht, nicht einfach unter Berufung auf eine äußere Autorität entpflichtet fühlen. Allerdings muß jeder Mensch sein Gewissen bilden. Es ist ihm nicht fertig gegeben. Ein wichtiger Faktor für diese Gewissensbildung ist für den katholischen Christen das Wort seiner Kirche, wie es hier und heute an ihn ergeht. Er hat dieses Wort als mündiger Christ, das heißt im Glauben und im Respekt vor dem von Christus her legitimierten kirchlichen Lehramt, aber nicht blind und kritiklos, anzunehmen.

► Für die Kirche: Es wäre ein Unglück, wenn sich jetzt «Fronten» bilden würden. Hier triumphal: «Roma locuta – causa finita!» Dort: «Der Papst hat (wieder einmal) geirrt!» Da deutlich gemacht werden konnte, daß für die Enzyklika noch nicht alle Quellen der Wahrheitsfindung in der Sache ausgeschöpft wurden, müssen wir Versäumtes nachholen und den allseitigen Dialog erst recht beginnen. Dazu gehört auch, die ehrliche Überzeugung des Andersurteilenden zu achten. Gerade bei einer Frage, die – wie es die Enzyklika betont – der natürlichen Sittenordnung angehört, hilft die Berufung auf die formale Autorität nicht weiter; im Gegenteil, der heutige Mensch reagiert eher negativ darauf. Er will überzeugt werden.

Prof. Dr. W. Bulst SJ, Darmstadt

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> So sollte man wohl richtiger sagen, nicht «Geburtenregelung». Es geht darum, wie eine Empfängnis verhindert werden kann bzw. darf, wenn ein Kind nicht verantwortet werden kann.

<sup>2</sup> Von Kardinal Bellarmin ist ein Brief an den Karmeliter Foscarini erhalten, worin steht: «Wenn wirklich bewiesen wäre, daß ... die Sonne nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne kreist ..., müßte man in der Erklärung der scheinbar entgegenstehenden Schriftstellen größte Umsicht walten lassen. Wir müßten dann eher sagen, daß wir diese Texte nicht verstehen, als daß wir für falsch erklären, was (naturwissenschaftlich) bewiesen ist» (Vgl. James Brodrick, Robert Bellarmin, l'humaniste et le saint, Desclée de Brouwer 1963 p. 294 s.).

<sup>3</sup> Vgl. F. Dessauer, Der Fall Galilei und wir, 41937.

<sup>4</sup> Anders noch Casti connubii, wo für die Verurteilung empfängnisverhütender Praktiken mit Augustinus Genesis 38,8–10 zitiert wird: die Sünde Onans. Die moderne Exegese hat aber nachgewiesen, daß dieser Text für eine solche Argumentation nicht brauchbar ist.

<sup>5</sup> Hier liegt eine Analogie zum Fall Galilei: Hier wie dort wird bzw. wurde in einer Frage, die dem natürlichen Erkenntnisbereich angehört, ein theologisches Argument, und zwar beidemal als das eigentlich entscheidende, eingesetzt. Daraus folgt selbstverständlich noch nicht, daß die These in beiden Fällen falsch sein muß. Und wenn es so wäre, dürfte auf keinen Fall ein zweiter Fall Galilei daraus werden, was die historischen Folgen und Dimensionen dieses Falles betrifft.

<sup>6</sup> Osservatore Romano, 20. Oktober 1967. Vgl. Orientierung 1967, S. 226 und S. 260.

<sup>7</sup> Wortlaut und Nachwort siehe M. von Galli und B. Moosbrugger, Das Konzil, Kirche im Wandel. Dritter Text- und Bildbericht, Walter-Verlag, Olten 1965, S. 121 ff.

<sup>8</sup> Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 4, Gnadenstreit, und Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 11, S. 564 ff., Herder, Freiburg i. Br. 1927.

<sup>9</sup> Zum Teil wörtlich nach W. Molinski «Geburtenregelung» in Sacramentum Mundi, Bd. 11, Sp. 176–180, soeben im Herder-Verlag, Freiburg i. Br., erschienen.

<sup>10</sup> Heute gäbe es diese Möglichkeit in der künstlichen Befruchtung. Aber mit Recht hat die Kirche sie abgelehnt (erstmalig 1897).

<sup>11</sup> Daher galt Empfängnisverhütung und ebenso bewußt herbeigeführte Pollution als «mordähnliches Verbrechen». Auch das Gutachten der Kommissions-Minderheit argumentierte noch ähnlich, woraus deutlich wird, wie weit sie hinter dem Stande heutigen Wissens zurückgeblieben ist (vgl. F. von Gagern, Geburtenregelung und Gewissensentscheid, Die bekanntgewordenen Dokumente der Päpstlichen Ehekommission, Rex-Verlag, Luzern-München 1967, S. 121 f., und Herder-Korrespondenz 1967, S. 431 f.).

## Humanae vitae in der Sicht des Arztes

Nach dem Erscheinen der Enzyklika *Humanae vitae* warnt der Moraltheologe Franz Böckle vor der «stillen innern Emigration» der Kirche, namentlich der Laien. «Man schweigt und macht sich sein eigenes Gesetz, wenn man die Interpretation einer sittlichen Forderung unglaublich findet.» Eheleute mit einer andern Überzeugung sollten diese im innerkirchlichen Gespräch begründen, «aus Liebe zur Kirche und zu den Mitchristen» (Neue Zürcher Zeitung, Nr. 473, 4. August 1968). Der folgende Beitrag will einen solchen Versuch wagen. Der

rechte Mittelweg zwischen Servilität und Auflehnung ist nicht leicht zu finden, für den Laien immerhin leichter als für den Geistlichen, der aus der Struktur der Kirche heraus in weit strengere Maß zum Gehorsam gegenüber der Autorität aufgerufen ist. Von allen Adressaten der Enzyklika werden die Ärzte und das Pflegepersonal am liberalsten behandelt.

### Die Lösung Pius' XII.

In *Humanae vitae* wird wiederholt erklärt, die Lehre der Kirche «über das Wesen der Ehe, über den vernünftigen Gebrauch der ehelichen Rechte und über die Pflichten der Eheleute» sei immer gleich geblieben (Nr. 4, ähnlich Nr. 6, 10, 11). Diese Auffassung wurde von der Mehrheit der päpstlichen Ehekommission (1963–1966) bestritten (v. Gagern, *Geburtenregelung und Gewissensentscheid.* Die bekanntgewordenen Dokumente der Päpstlichen Ehekommission, Rex-Verlag, Luzern/München 1967).

Wichtig erscheint jetzt die Frage, ob *Humanae vitae* materiell wirklich mit der Tradition der kirchlichen Ehelehre übereinstimmt, wie das von den meisten Kommentatoren angenommen wird. Bei zwei Themen tauchen Zweifel auf. Man lese einmal die wie ein erratischer Block im übrigen Text stehenden Gedanken über die eheliche Liebe mit der verblüffenden Rangordnung: die eheliche Liebe ist menschlich, ganzheitlich, ausschließlich, fruchtbar (Nr. 8, 9), und trete den Beweis an, die Kirche habe nie etwas anderes verkündet.

Der zweite Einwand gegen die Behauptung der Traditionalität erhebt sich beim heute vordergründigen Problem der Geburtenregelung, dem Hauptgegenstand von *Humanae vitae*. Zunächst aus einem einfachen historischen Grund: das Problem der Geburtenregelung ist jung. Wenn die Kirche in früheren Zeiten die gewollte Trennung von ehelicher Vereinigung und Fortpflanzung ablehnte, so stimmte sie damals mit dem allgemeinen Empfinden der Menschen überein, bedeutete doch Empfängnisverhinderung in der Regel ein grundsätzliches Nein zum Kind. Es bestand denn auch kein Grund zu lehramtlichen Entscheidungen. Die erste Stellungnahme zur Geburtenregelung erfolgte 1930 mit *Casti connubii*, indem alte Argumente auf eine neue Situation angewandt wurden und ihr daher nicht gerecht werden konnten. In *Casti connubii* wurden jedoch Ansätze zu der von Pius XII. ausgebauten «katholischen Praxis der Geburtenregelung» gesehen. Hier muß die Kritik einsetzen.

1. Die in verschiedenen Ansprachen Pius' XII. geäußerte Auffassung ist als pastorale Konzession in einer sonst ausweglos erscheinenden Lage zu verstehen. Die Konzession bestand in der Erlaubnis der Geburtenregelung durch «natürliche Zeitwahl» bei sittlich einwandfreien Gründen. Die Lösung wurde von vielen Bischöfen und katholischen Ärzten als große Hilfe angenommen und eifrig propagiert.
2. Der Lösungsversuch war nur durch die medizinisch-biologische Entdeckung der zyklusabhängigen und damit nicht ständigen Fruchtbarkeit der Frau möglich geworden. Hier hätte eine moralphilosophische Kritik einzusetzen: Kann aus einer naturwissenschaftlichen Entdeckung eine sittliche Norm mit Anspruch auf Geltung für alle Zeiten begründet werden?
3. Die Begründung der ganzen Stellungnahme zur Geburtenregelung erfolgte aus dem natürlichen Sittengesetz in der Sprache der Neoscholastik. Das bedeutete für die praktische Verkündigung einen großen Nachteil, namentlich dort, wo sie auf den Widerstand der Gläubigen stieß. Auch in *Humanae vitae* ist Christus in dieser Frage nur der mittelbar Fordernde, indem er «dem Petrus und den Aposteln seine göttliche Autorität mitgeteilt hat ... und sie dazu bestellt hat, das gesamte Sittengesetz zu bewahren und authentisch auszulegen» (Nr. 4).
4. Die Konzession Pius' XII. bedeutete Versteifung auf eine reine Aktmoral, das heißt auf Trennung der verantwortlichen Entscheidung vom sachlichen Tatbestand (vgl. A. Müller, *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 185, 10. August 1968). Die Position der Rigoristen war insofern logisch, als sie jede Trennung des wesentlich auf die Fortpflanzung hingedeuteten ehelichen Aktes vom Willen zum Kind ablehnten. Ehelicher Verkehr ohne Zeugungsabsicht galt daher in der frühen kirchlichen Tradition als

(läßliche) Sünde. Pius XII. akzeptierte die Trennung von Intention und Handlung, erlaubte er doch den ehelichen Verkehr mit Zeitwahl, wenn «eine weitere Schwangerschaft überhaupt oder wenigstens zur Zeit als widerraten erscheint» (Ansprache vom 29. Oktober 1951). Die Moralisten unterschieden subtil zwischen Empfängnisverhinderung und Empfängnisvermeidung und betonten einseitig die Forderung des «sachgerechten» Handelns. Paul VI. führt diesen Standpunkt in *Humanae vitae* zur letzten Konsequenz. «Es ist richtig, daß die Ehegatten ... durch einen positiven Willensentschluß übereinkommen, die Nachkommenschaft aus einleuchtenden Gründen auszuschließen, indem sie nach einem sichern Mittel suchen, ihr Ausbleiben herbeizuführen» (Nr. 16). Die Übereinstimmung mit der Tradition bleibt äußerlich gewahrt, indem die Lehre, «daß jeder eheliche Akt (Ehegebrauch) offen bleiben muß für die Weitergabe des Lebens» (Nr. 11), bekräftigt wird. In Wahrheit hat sich die Offenheit des ganzen Menschen (Wille und Handlung) zu einer bloßen Offenheit der Mechanik verschoben. Liegt in einer solchen Moral nicht eine innere Unredlichkeit?

5. Die alleinige Erlaubnis der Zeitwahl zur Geburtenregelung schuf eine Ungerechtigkeit gegenüber Menschen mit einer für diese Methode ungenügenden Schulung oder ungenügenden Intelligenz.

Die bisherige Kritik richtet sich nicht gegen die Methode der Zeitwahl an sich – sie wird gewiß ihren begrenzten Platz behalten –, nur gegen die Propagierung dieser Methode als einziges erlaubtes Mittel der Geburtenregelung.

### Das Versagen der Lösung Pius' XII.

Pius XII. und seine zeitgenössischen Moralisten waren von der Richtigkeit der Hypothese Knaus', die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage jeder normalen Frau seien sicher zu berechnen, überzeugt. Man lese zum Beispiel die entsprechende Stelle in der 3. Auflage des als Neuerung begrüßten Werkes «*Das Gesetz Christi*» von B. Häring (Wewel, Freiburg i. Br. 1956). Neuere Dokumentationen erwiesen die Theorie der sichern Berechnung als Irrtum, den manche katholische Ärzte allzulange nicht preisgeben wollten. Verschiedene katholische Ärztesellschaften wetzen jetzt diese Scharte aus, allen voran der Sekretär der katholischen Ärztesellschaft Italiens. Warum konnte die Theorie der einfachen Berechnung nicht richtig sein? Wie alle biologischen Rhythmen variiert auch der Menstruationszyklus der Frau innerhalb einer gewissen normalen Variationsbreite, von Frau zu Frau und von Zyklus zu Zyklus. Das den Zyklus regulierende Signal, die Ovulation, wird durch äußere und innere Einflüsse in nicht sicher voraussehbarer Weise modifiziert. Für diese Variabilität finden sich viele biologische Parallelen, so daß nicht einfach ein Zivilisationsschaden postuliert werden kann.

Wohl bedeutete die Einführung der Temperaturmessung eine genauere Feststellung der eingetretenen Ovulation und damit eines Teils der unfruchtbaren Tage, führte aber neue Unsicherheitsfaktoren ein und verlangte intelligente Auswertung, was die Methode als breites Massenverfahren untauglich machte.

Der neue Stand der Dinge ist im Mehrheitsgutachten der Päpstlichen Ehekommission festgehalten, während das Gutachten der Minderheit nicht darauf eingeht. *Humanae vitae* trägt der neuen Situation insofern Rechnung, als die Methode der Zeitwahl vorsichtig nur dann empfohlen wird, «wenn ... ernsthafte Beweggründe ... dafür vorliegen, zwischen den Geburten der einzelnen Kinder Abstände eintreten zu lassen» (Nr. 16), mit andern Worten, wenn die trotzdem eintretende Empfängnis für die Familie keine untragbare Belastung bedeutet. Noch klarer wird das Ungenügen der Methode im Wunsch ausgedrückt, «daß es der medizinischen Wissenschaft gelingen möge, der Geburtenregelung eine hinreichend sichere Grundlage zu geben» (Nr. 24).

### Biologie – Natur – Naturgesetze

In *Humanae vitae* ist sehr ausgiebig von biologischen Gesetzen und natürlichen Gesetzmäßigkeiten die Rede. Der Leser merkt zuerst, daß die Begriffe natürlich und biologisch synonym

gebraucht werden, was zum vornherein nicht sehr glücklich ist, jedoch schon in der päpstlichen Ehekommission auf beiden Seiten vorkam. Dann entdeckt er, daß mit verwirrend gleichlautender Terminologie ganz verschiedene Probleme behandelt werden.

#### Der Begriff des natürlichen Zeugungsablaufes

Die Menschen betrachten sich «als Diener des vom Schöpfer grundgelegten Planes», wenn sie «die Gesetze des Zeugungsablaufes» achten (Nr. 13). Ausführlicher, wenn auch etwas dunkel, heißt es: «Im Zusammenhang mit den biologischen Abläufen (gemeint sind wohl die Zeugungsabläufe) besagt verantwortungsbewußte Elternschaft Kenntnis und Achtung ihrer Funktionen. Der Verstand entdeckt im Vermögen, das Leben zu geben, biologische Gesetze, die zur menschlichen Person gehören» (Nr. 10).

Es gäbe also ein biologisches Gesetz des Zeugungsablaufes, das gleichzeitig als sachliches Gesetz die Handlungsweise des Menschen normiert, und zwar mit der Autorität des Schöpfergottes. Biologisches und natürliches Sittengesetz werden, jedenfalls für den Fall des Zeugungsablaufes, gleichgesetzt.

Wenn der Biologe aus wiederholten ähnlichen Funktionsabläufen nach bestimmten Regeln sucht und dann von Gesetzmäßigkeiten spricht, ist das immer nur die Feststellung eines Sachverhaltes, dessen Deutung bereits mit Hypothesen und damit mit Unsicherheiten belastet ist. Trotzdem kommt die empirische Wissenschaft ohne Deutung nicht aus. Wenn aber aus der Deutung Normen für menschliches Verhalten abgeleitet werden, so ist das nicht mehr Sache des Biologen.

Ein Beispiel aus der ärztlichen Praxis mag als Vergleich dienen: Es gehört zu den Gesetzmäßigkeiten der Zuckerkrankheit, daß größere Mengen von mit der Nahrung zugeführten Kohlehydraten (Zucker, Getreide, Kartoffeln) vom Organismus nicht bewältigt werden. Der Arzt leitet daraus die Weisung ab, der Patient soll häufige Mahlzeiten ohne Zucker und mit wenig Kohlehydraten einnehmen. Die Weisung erscheint plausibel, ist aber bei einem derart komplexen Sachverhalt nicht unumstößlich. Vor allem aber wird niemand behaupten, die ärztliche Vorschrift sei identisch mit der Gesetzmäßigkeit der Krankheit, sie leitet sich nur davon ab.

Es ist unbestritten, daß aus biologischen Fakten Verhaltensregeln abgeleitet werden können. Die Frage ist nur, in welchen Fällen und mit welcher Begründung solche Regeln absolute göttliche Autorität für alle Zeiten beanspruchen können. Diese Antwort bleibt *Humanae vitae* schuldig.

Ferner sollten Verhaltensregeln immer die Gesamtheit der in einem bestimmten Stand der Forschung bekannten biologischen Fakten berücksichtigen. Wenn schon in der Frage der Geburtenregelung von biologischen Sachverhalten ausgegangen wird, dann wären neben dem Zeugungsablauf sämtliche andern bekannten Elemente miteinzubeziehen, zum Beispiel die Triebkraft, die der Arterhaltung dient, aber nicht unmittelbar auf sie ausgerichtet ist. In *Humanae vitae* wird sie nur negativ gesehen, als Gegenstand der Beherrschung durch Vernunft und Willen (Nr. 10).

#### Der Begriff der Gesetze der Fruchtbarkeit

«Gott hat in seiner Weisheit natürliche Gesetze und Gesetzmäßigkeiten für die Fruchtbarkeit zugrunde gelegt, die schon aus sich heraus Abstände in der Aufeinanderfolge der Geburten schaffen» (Nr. 11). Hier werden erneut biologischer Sachverhalt und sittliche Norm identifiziert. Gleich im nächsten Satz wird «die Beobachtung der Normen des Naturgesetzes» eingeschärft. In der Einleitung der Enzyklika wird eine verurteilte These folgendermaßen formuliert: «Man stellt ... die Frage, ob bei dem erhöhten Verantwortungsbewußtsein des modernen Menschen nicht der Augenblick gekommen sei, die Aufgabe der Geburtenregelung eher der Vernunft und dem Willen als den biologischen Gesetzmäßigkeiten des Organismus zu überlassen» (Nr. 3). Dieser Satz mit der implizierten Ab-

lenkung ist für viele zum Ärgernis geworden. Die Antwort wurde im vorigen Abschnitt gegeben: biologische Gesetzmäßigkeiten können keine von sich aus sittlich verpflichtende Normen sein.

Peinlich ist der Umstand, daß in *Humanae vitae* die biologischen Gesetzmäßigkeiten der Fruchtbarkeit gründlich mißverstanden werden. Im Zyklus der Frau gibt es den periodischen Wechsel von Follikel- und Gelbkörperreife in den Eierstöcken und in Zusammenhang damit eine Periodik der Hormonproduktion. Das ist aber keine Periodik der Fruchtbarkeit. Empfängnis kann nur in enger zeitlicher Beziehung zum Eisprung geschehen, und dieser gilt, wie früher dargelegt, als auslösendes Signal des Zyklus. Das Problem der Zeitwahl liegt nun vor allem in der Erkennbarkeit des Zeitpunktes der Ovulation. Auch in Zukunft wird die Wissenschaft eher Methoden finden, die den erfolgten Eisprung mit Sicherheit feststellen, als solche, die ihn einige Tage voraussagen. So gibt es Zeiten größerer oder kleinerer Wahrscheinlichkeit der Empfängnis. Daraus lassen sich praktische Regeln einer periodischen Enthaltensamkeit ableiten. Sie sind je nach der befolgten Berechnungs- oder Testmethode verschieden. Hier liegt das grundlegende Mißverständnis. In *Humanae vitae* wird von einer objektiv feststehenden rhythmischen Periodik ausgegangen, als ob sich sogenannte fruchtbare und unfruchtbare Zeiten zueinander verhalten wie der zunehmende und der abnehmende Mond oder wie Ebbe und Flut.

Aus der fehlinterpretierten Periodik zieht *Humanae vitae* noch eine weitere Konsequenz, die vom Lehramt der Kirche meines Wissens noch nie geäußert wurde. Wenn sich die Eheleute der «gottgewollten» Periodik unterziehen, beobachten sie die «zur ehelichen Keuschheit gehörende Zucht und Ordnung» und dadurch eine sinnvolle Aszese (Nr. 21). Ja, «durch diese Verhaltensweise liefern sie den Beweis einer wahrhaft sittlich vollkommenen Liebe» (Nr. 16).

Sind das «neue und vertiefte Überlegungen über die Prinzipien der ehelichen Sittenlehre» (Nr. 4)? Neu scheinen sie zu sein, jedenfalls findet man sie nicht im bekannt gewordenen Gutachten der traditionalistischen Minderheit der päpstlichen Ehekommission. Die Argumentation in *Humanae vitae* ist Mythologisierung eines falsch verstandenen biologischen Sachverhaltes. Sie erfolgt ausgerechnet in einem Zeitpunkt, in dem das Versagen der Zeitwahl als breit anwendbare Methode der Geburtenregelung auch innerhalb der Kirche evident geworden ist und in der gleichen Enzyklika eingestanden wird (vgl. oben).

Wie stellt sich *Humanae vitae* zur Tatsache, daß diese Doktrin in der heutigen Welt nicht funktioniert? Paul VI. setzt seine Hoffnung einerseits auf die Hilfe Gottes und der Sakramente, andererseits auf die medizinische Wissenschaft. Das ist keine böswillige Montage, die beiden Aussagen stehen unmittelbar hintereinander (Nr. 25, 24). Nun weiß jeder katholische Christuskäubige, daß er ohne die Hilfe Gottes und der Sakramente nicht bestehen kann. Das enthebt ihn nicht der Sorge, in den grundlegenden Strukturen des Lebens – und zu diesen gehört die Ehe – sinnvolle und erträgliche Ordnungen zu schaffen. Sind nicht die Forderungen Christi im Evangelium für die Eheleute schon schwer genug?

#### Naturwissenschaft und kirchliches Lehramt

Die andere Hilfe wird von den Männern der Wissenschaft erwartet. «Es ist wünschenswert, daß es der medizinischen Wissenschaft gelingen möge, der Geburtenregelung eine hinreichend sichere Grundlage zu geben, die sich auf die Beobachtung der natürlichen periodischen Gesetzmäßigkeit stützt. So werden die Männer der Wissenschaft, vor allem aber die katholischen Wissenschaftler, durch ihren Beitrag beweisen, daß, wie es die Kirche lehrt, kein wirklicher Widerspruch zwischen den göttlichen Gesetzen, die die Weitergabe des Lebens regeln, und jenen, die die echte eheliche Liebe fördern, bestehen kann» (Nr. 24).

Die Antwort kann nur ein klares Nein sein. Weder die Naturwissenschaft noch die medizinische Wissenschaft können in dieser oder in andern Fragen die Richtigkeit einer kirchlichen Glaubens- oder Sittenlehre beweisen, ganz einfach, weil das nicht in ihrer Macht steht. Diese Zumutung bietet nun tatsächlich einen Berührungspunkt zum Fall Galilei, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Damals schien die Entdeckung der Naturwissenschaft die Lehre der Kirche und die Sicherheit im Altbewährten zu gefährden, heute soll die Naturwissenschaft der Unsicherheit des Lehramtes zu Hilfe eilen.

Wenn die medizinische Wissenschaft neue Testmittel fände, um die Empfängnisbereitschaft des weiblichen Organismus zuverlässig festzustellen, wäre das gewiß als Fortschritt und echte Hilfe für viele Eheleute zu begrüßen, aber die Richtigkeit der kirchlichen Doktrin wäre damit nicht bewiesen. Die Richtigkeit der Glaubens- und Sittenlehre kann doch wohl nur aus ihren eigenen Fundamenten heraus aufgezeigt werden. Andererseits läßt sich die in *Humanae vitae* gewünschte medizinische Wissenschaft als gelenkte Forschung betrachten. Diese hat sich nach einem kommerziellen, militärischen oder ideologischen Programm zu richten. Falls es ihr gelingt, das Programm zu erfüllen, wird niemand behaupten, die Richtigkeit des Programms sei damit bewiesen. Man kann höchstens sagen: eine Idee wurde realisiert.

Das führt zum wohl fragwürdigsten Punkt in *Humanae vitae*: Kann eine Idee, die in der Zukunft vielleicht einmal realisierbar ist, zum Kriterium sittlichen Handelns jetzt und hier gemacht werden? Ist da nicht zu befürchten (auch das Volk Christi hat Befürchtungen), daß das Leben aus dem Evangelium als Utopie mißverstanden wird?

### Die Überforderung der Geistlichen

Es wurde bisher zu zeigen versucht, daß in *Humanae vitae* die Grenzen zwischen den Kompetenzbereichen verschiedener Disziplinen, Wissenschaften und Denkmethode vermischt sind. Von den Priestern wird nun verlangt, daß sie sich den Weisungen von *Humanae vitae* unterziehen und «alle die gleiche Sprache sprechen» (Nr. 28). Jene Priester, die in den letzten Jahren den Eheleuten freieren Spielraum ließen, werden, ob sie es mögen oder nicht, erneut zu Sexualexperten erklärt. Das wäre schon ohne das Zölibat eine zweifelhafte Einrichtung. So aber müssen die Geistlichen als kompetente Autoritäten in Lebensfragen, in denen sie keine persönliche Erfahrung haben, auftreten. Das führte schon 1930 nach *Casti connubii* zu Spannungen, heute ruft auch der einfache Mensch nach dem erfahrenen Fachmann. Der Priester im Beichtstuhl handelt vernünftiger, wenn er in Fragen der Geburtenregelung Eheleute an kompetente Informationsstellen weisen kann. Das ist nicht etwa der Arzt schlechthin – die wenigsten Ärzte be-

schäftigen sich intensiv mit diesen Fragen –, vielmehr genügt oft der Hinweis auf gut fundierte Literatur. In der Schweiz wären etwa die Ehebücher von Theodor *Bovet* zu nennen. Für schwierigere Fälle der Geburtenregelung eignen sich Frauenärzte, in größeren Städten gibt es besondere Beratungsstellen. Das will nicht heißen, der Beichtvater oder geistliche Berater hätte einem verheirateten Menschen in seinen Eheproblemen nichts zu sagen. Er hat die große und oft so hilfreiche Funktion, die Bedeutung der Gestaltung des ehelichen Lebens an den richtigen Platz zu rücken, ängstliche Menschen aus ihrer Verkrampfung zu lösen. Für die Betrachtung der ehelichen Vereinigung als «Quelle großer Freude» kann er die Enzyklika *Humanae vitae* zitieren (Nr. 1).

Verheiratete Menschen handeln eigentlich taktlos, wenn sie den im Zölibat lebenden Priester mit Detailfragen ihres ehelichen Zusammenlebens belasten. Oft geschieht solche Taktlosigkeit dann, wenn die Eheleute unter sich keine Übereinkunft gefunden haben und die tiefer liegende Not in einer Ehekrise besteht. Der Seelsorger möge das immer im Auge behalten und alles vermeiden, was ihn zum Komplizen des einen Ehegatten gegen den andern macht – und sei es im Namen päpstlicher Weisungen.

### Der andere Weg

Nach den Fragwürdigkeiten erscheint der im Hauptgutachten der Mehrheit der päpstlichen Ehekommission klar dargelegte andere Weg in neuem Licht. Er fand auch lehramtliche Darstellungen, eine der letzten wohl in dem richtungweisenden Fastenhirtenbrief des Bischofs von Chur von 1968. Die Alternative sei hier nur mit zwei Stichworten charakterisiert: Liebe und gegenseitige Rücksicht als übergeordnete verpflichtende Norm des Ehelebens in allen seinen Bereichen, Zuordnung der Fruchtbarkeit zur Ehe als Ganzes und nicht zum einzelnen Akt. Wer diesen Weg als laxistisch bezeichnet, beweist seine eigene Ahnungslosigkeit.

Am unmittelbarsten von *Humanae vitae* betroffen sind die katholischen Eheleute. Die Art, ihre Ehe zu leben oder gelebt zu haben, wird für die einen bestätigt, für die andern in Frage gestellt. Der Papst weiß, daß viele seinen Weisungen nicht zu folgen vermögen. Er denkt nur an jene, die es mit schlechtem Gewissen tun. Sie werden ermutigt und, weil sie sich in Sünde verstrickt wissen, auf das Bußsakrament verwiesen. *Humanae vitae* spricht nicht von den vielen, die mit gutem Gewissen eine andere Art von Geburtenregelung vornehmen. Für diese gibt es nur zwei saubere Alternativen: Entweder sie werden als außerhalb der Kirche stehend betrachtet (wie wenn jemand in seinem Gewissen eine Glaubenslehre der katholischen Kirche nicht annehmen kann), oder sie werden als lebendige Glieder innerhalb der Gemeinschaft der Kirche toleriert und zur hl. Kommunion zugelassen. Die Bischöfe werden in ihren Weisungen Richtlinien für diese Lebensfrage vieler Katholiken geben müssen.

*Dr. med. Georg Kaufmann, Chefarzt am Theodosianum, Zürich*

## BEATMUSIK

Eine Hilfe zu ihrem Verständnis

Manchen, der das Wort Beat liest, mag ein leises Unbehagen überkommen. Nirgendwo scheint man vor dieser Art von Musik Ruhe zu haben. Man liest davon, man sieht überall diese «langmähigen Schreihälse» abgebildet, was schlimmer ist: man hört die Musik, man muß sie einfach hören. Die Radios sind auf volle Lautstärke gedreht, die Musikautomaten in den Gaststätten kommen nicht zur Ruhe, und sobald irgendwo ein Tanzabend angekündigt ist, feiern die elektrischen Verstärkeranlagen ohrenbetäubende Triumphe.

Das ist der erste Eindruck, den man von der Beatmusik hat, und viele begnügen sich mit ihm: Diese «Musik» sei reiner Lärm, Lärm stört, darum sei es am besten, diese ganze Sache

auszurotten oder wenigstens, sie wirksam zu verbieten. Dazu kommen andere Beobachtungen, die geeignet sind, den negativen Eindruck zu stärken. Viele Jugendliche geraten beim Zuhören – vor einigen Jahren mehr noch als heute – völlig außer Rand und Band und kommen in eine unkontrollierte Ekstase.

Was sich bei den Jungen in Krawall löst, hat bei den Mädchen vorwiegend eine andere Wirkung: sie schluchzen und weinen, wissen ihre Hände nicht mehr zu lassen, umarmen wildfremde Nachbarn. Manche werden durch den Rhythmus so in Spannung versetzt, daß die Gefahr eines Kreislaufkollapses besteht. Und tatsächlich kommen ja immer wieder Ohnmachtsanfälle vor.



Am unangenehmsten fällt die raffinierte Werbung auf, die sich von der Beatwelle hat hochtreiben lassen oder die die Beatwelle erst hochgetrieben hat. 200 Verleger, 120 Textdichter, mehr als 500 Komponisten nutzen die jugendliche Begeisterung kommerziell aus. Etwa 360 Schlager kommen monatlich auf den Markt. Einzelne Platten (zum Beispiel von den Beatles «I want to hold your hand») haben eine Weltauflage von 4,5 Millionen. Die Gesamtverkaufszahlen dieser Gruppe seit September 1962 liegen über zweihundert Millionen Platten. Es gab Zeiten, wo sie Großbritannien mehr Devisen einbrachten als die gesamte englische Automobilindustrie. Die kommerzielle Verwendung der großen Beatbands zu Reklamezwecken trieb und treibt horrende Blüten. Zeitschriften mit Auflagen an die Millionengrenze leben davon, und die ganze schmarotzende «Zubehörindustrie» stellt sich im Anzeigenteil dar. Bis August 1967 lebten rund um die britischen Inseln eine Reihe privater Sender, sogenannter Piratensender, allein von diesem Interesse der Jugendlichen am Beat und der Popmusik (in der englischsprachigen Welt übergeordneter Begriff, entstanden aus der Abkürzung für popular «beliebt»). Und die BBC hat, nachdem den Piratensendern durch Gesetz der Garaus gemacht wurde, eine eigene Welle eingerichtet (Radio One), die zwanzig Stunden täglich Musik bringt, nur kurz unterbrochen durch Nachrichten, Wetter und Straßenzustandsberichte. Radio One bringt jedoch keine Reklame.

Man sagt den Engländern nach, sie seien pragmatisch, das heißt: sie tragen den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung. Und die Wirklichkeit der Jugendlichen ist auch bei uns zu einem guten Teil von dem bestimmt, was man Interesse am Beat nennen kann. Über das Aufkommen neuer Gruppen (= bands) und Sänger, über den Erfolg ihrer Schlager (= hits, notiert in den wöchentlichen Hitparaden), über die Pläne der Gruppen und die Hobbies der einzelnen sind unsere jungen Leute bestens informiert. Es wird schwer, wenn nicht unmöglich sein, die Frage zu beantworten, wieviel von all dem auf Konto geschickter Werbung geht, wieviel daran die Jugendlichen unmittelbar anspricht und inwieweit sich der einzelne Jugendliche dem Geschmack der Vielen beugt. Vielleicht ist es auch unnötig, dieses undurchschaubare Gewirr entflechten zu wollen: Man muß jedenfalls mit einem breiten und sehr intensiven Interesse der Jugendlichen an dieser Musik rechnen. Schön dadurch stellt sich die Frage, was denn an dieser Musik so ansprechend, ja faszinierend ist.

Es ist nicht reine Neugier, die diese Frage stellen läßt. Es ist auch nicht nur das Interesse von Eltern oder Erziehern, die wissen wollen, was ihre jungen Leute eigentlich treiben und wovon sie beeinflusst werden. Sondern diese Frage stellt sich auch vom Glauben her: Niemand kann sich aussuchen, wie der Mensch aussieht, mit dem er in seinem Leben zu tun hat. Niemand hat das Recht, sich selbst und seine Auffassungen zum Maßstab der Beurteilung von andern zu machen. Und der Christ, der ein Interesse am andern und seinem Heil haben muß, ist verpflichtet zu hören, was dieser andere, vor allem wenn er ein junger Mensch ist, eigentlich meint und sucht. Man wird nicht erwarten können, daß er seine Fragen bereits in Worte kleiden kann. Er wird viel eher sich irgendwo und irgendwie angesprochen und verstanden fühlen. Dieses Vage, nicht genau zu Fassende, erreicht die Musik, die er liebt. Sie spricht ihn in einem Bereich an, der seinem Denken und seiner ausdrücklichen Erkenntnis meist verschlossen bleibt. Aber dieser Bereich bestimmt sehr oft sein Denken und Handeln.

Das Bestimmende am Beat ist der starke, gleichbleibende Rhythmus (Beat heißt Schlag). Dieser Grundrhythmus macht ihn bei den jungen Leuten so populär. Sehen sie darin ihre Arbeitswelt aufgenommen, das Stampfen der Maschinen? Ist diese Musik wie ein Spiegel für ihr eigenes, in eine feste, gleichbleibende Norm gepreßtes Handeln? Die Herkunft des europäischen Beat aus Liverpool könnte darauf hindeuten. Liverpool ist eines der größten Industriekonglomerate Englands, schnell in die Höhe geschossen, Paradies und Elend für Tausende aus der ganzen Welt, immer wieder von Konjunkturkrisen bedroht.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Zusammenhänge solcher Art beleuchtet das gut informierende Buch: Seuß-Dommermuth-Maier, Beat in Liverpool, Stuttgart 1965.

Das alles schuf ein konzentriertes Gefühl der Abhängigkeit von Arbeit und Geld. Gleichzeitig schlummerte aber noch das Bewußtsein, daß es andere, menschlichere Lebensformen geben müsse: Wer sagt, daß man als anonym einzeln in einer Massen- und Arbeitswelt leben muß? Sind denn Einsamkeit, Ungeliebtsein, schnelles Abgenutztwerden durch die Arbeit das Ideal eines menschlichen Lebens? Kann denn die Welt der Maschine, der Technik und der Verwaltung eine innere Erfüllung geben?

Vieles davon kommt als Frage und Protest in der Musik zum Ausdruck. Bereits formal versucht man, sich von der Gesellschaft abzusetzen. Die Musik gehört in Keller, in Hinterhöfe, in «Beatschuppen». Das Ungepflegte, auch in Kleidung, Haarwuchs und Gehaben, deutet auf diesen proletarischen Ursprung, auch wenn das viele unserer Jugendlichen nicht wissen.

Die Musik selbst will etwas Neues darstellen. Sie möchte sich absetzen von der Gesellschaft, so wie sie ist. Sie geht den Anforderungen der Welt und der Arbeit aus dem Weg. Der harte Beat der beginnenden sechziger Jahre (bekannt unter dem Namen Liverpool- oder Merseysound, nach dem Namen der Wasserstraße Liverpools) hatte sehr stark das Protestierende, Gewalttätige. Er war sehr urtümlich und einfach: das schreiende yeah, yeah, yeah – das heute noch bei manchen Erwachsenen die Vorstellung vom Beat bestimmt –, Gitarren und Schlagzeug, eine simple Melodie, oft von brüchigen Stimmen gesungen. Das alles machte die damalige Form des Beat leicht nachahmbar. Überall entstanden neue Bands, sie schossen aus dem Boden wie Pilze nach einem warmen Regen, nicht weil sie Geld machen wollten, sondern weil sie sich angesprochen und verstanden fühlten.

Heute präsentiert sich der Beat anders. Er hat so wenig Verwandtschaft mit seinen Anfängen, daß man die Meinung hören kann, er habe sich in so viele Zweige geteilt, daß kaum eine Gemeinsamkeit mehr zu sehen sei. Aber insgesamt hat er sich verfeinert. Die Harmoniefolgen sind anspruchsvoller geworden, die Stimmen ausgebildeter. Ende 1965 begannen die Beatles andere Instrumente mit aufzunehmen, die den weichen, ins Sentimentale gehenden Klang verstärkten: indische Instrumente (die sitar, klingend wie eine Mischung aus Harfe und Laute), Streichinstrumente, Trompete, Klavier, selbst Orgel. Sie haben elektronische Musik bei Karlheinz Stockhausen kennengelernt und versuchten – mit halbem Erfolg –, sie populär zu machen. Sie brauchen für ihre Musik mittlerweile so viele technische Voraussetzungen, daß sie nicht mehr auftreten, sondern nur noch Schallplatten produzieren. Dadurch ist etwas von der einstigen Ursprünglichkeit und Nachahmbarkeit verloren gegangen. Aber die Musik hat an künstlerischer Aussagekraft und an inhaltlichem Reichtum gewonnen.

Auf eines sei noch hingewiesen: Unter den Stars und Idolen früherer Jahre fanden sich immer nur einzelne. Auch die großen Jazzmusiker waren einzelne. Bei den Beatbands geschah es zum ersten Mal, daß eine Gruppe als Gruppe verehrt und nachgeahmt wurde. Bereits darin spricht sich ein Gefühl für Zusammengehörigkeit und ein Sinn für Zusammenarbeit und Gemeinschaft aus. Texte werden das bestätigen.

Die Musik selbst, perfekt geworden, baut eine verheißungsvolle, glückversprechende Welt auf. Die Musik nährt die Träume. Diese Träume bleiben nicht nur Ersatz und Trost für eine eintönige Welt, sondern sie werden wie ein Stachel: man möchte sich eine Wirklichkeit schaffen, in der man so leben kann, wie die Musik verheißt. In der Musik liegt eine starke Kraft zur Veränderung der Welt, des Menschen und der Gesellschaft. Diese Musik weckt im jungen Menschen etwas, das er auf einmal versteht, ohne es aussagen zu können: es ist das Verlangen nach Glück, Liebe, Freude, ein Verlangen, das jetzt erfüllt werden muß, in dieser Gegenwart.

## Die Beatles

Von allen Beat-Bands sind die Beatles am meisten bekannt geworden. Wenn man eine ganz kleine Auswahl aus den vielen, durchaus eigenständigen Beat-Bands zu treffen hat, gehören die Beatles auf jeden Fall zu denen, die eine nähere Beschäftigung verdienen. Darum soll (sehr kurz) ihr Weg zum Erfolg berichtet werden, ihre musikalische Leistung und der Inhalt dessen, was sie aussagen.

Zu den Beatles, den vier «Pilzköpfen» aus Liverpool, gehören John *Lennon*, Jahrgang 1940, Anführer (leader) der Band, Texter, Musiker, gelegentlich auch Schauspieler (zuletzt in einer Nebenrolle in dem Film R. Lesters: «How I won the War»); zusammen mit Paul *McCartney*, Jahrgang 1942, dem «Lovely boy», bestreitet er den Hauptteil der Texte und Kompositionen. George *Harrison*, Jahrgang 1943, ist der am meisten «mystisch» begabte. In seinen eigenen Kompositionen bringt er viele indische Elemente und ruft in den Texten seiner Lieder zu Versenkung und Liebe. Ringo *Starr*, der Schlagzeuger, Jahrgang 1940, ist von einfacher Herkunft. Sein Vater ist Werftarbeiter; die drei andern kommen aus dem unteren Mittelstand. Er stellt die verbindende Mitte zu den andern Beatles her, die wegen ihrer ausgeprägteren künstlerischen Begabung sonst eher in Gefahr wären, sich voneinander zu lösen. John und Paul haben das Gymnasium abgeschlossen; beide sind ohne Vater aufgewachsen.

1962 brachten sie ihre erste Platte auf den Markt («Love me do!»), nachdem sie bereits vorher in Klubs und auf Tanzveranstaltungen lange gespielt hatten. Sie begannen ihre Karriere in Hamburg und kehrten dann nach England zurück. Seitdem haben sie mehr als 35 Schallplatten komponiert, getextet und besungen und 19 Langspielplatten herausgebracht. Dazu kommen noch Kompositionen für andere Bands. Die Zahl ihrer Fans in der ganzen Welt schätzt man auf 360 Millionen. Fünf Titel, die sie im Jahre 1964 herausbrachten, ergaben einen Umsatz von 18,3 Millionen DM. (Vielleicht erklären diese Zahlen besser als viele Worte, warum sie sagen konnten, sie seien bekannter als Jesus Christus, ohne es blasphemisch zu meinen.)

Es kamen für sie Riesenerfolge in Frankreich, USA und zuletzt auch in Deutschland (1966). Dann gaben sie die Tourneen auf, und seitdem produzieren sie nur noch Schallplatten und gelegentlich einen Fernsehfilm. Grund für diesen Rückzug aus der Öffentlichkeit ist nicht, daß jeder von ihnen 11–15 Millionen DM mindestens besitzt, sondern daß ihre Musik für den öffentlichen Auftritt zu kompliziert geworden ist. Sie haben mit Schlagzeug und Gitarren begonnen, ganz im harten Stil des Rock 'n' Roll, sie wurden weicher und lyrischer, zerbrachen ganz den Rahmen, aus dem sie herkamen, und fanden zu sich selbst. Paul McCartney sagte einmal: «Heutzutage ist eine Sache mit zwei Gitarren, Baß und Schlagzeug ein bißchen begrenzt, wenn man andere Ideen, andere Klänge, andere Noten im Kopf hat.»

Sie fanden neue musikalische Ausdrucksformen oder entdeckten alte neu, zum Beispiel Streichinstrumente usw. Sie setzten ein

40-Mann-Orchester ein und versuchen, mystische Erfahrungen musikalisch zum Ausdruck zu bringen.

Parallel zu dieser musikalischen Entwicklung geht die des äußeren Erscheinungsbildes. Schon längst sind sie nicht mehr die «boys» des Jahres 1962. Spätestens mit Erscheinen ihrer letzten Langspielplatte «Sergeant Pepper's Lonely Hearts Club Band» (Juni 1967) ist es jedem offenbar geworden: Hier stehen neue Beatles vor dem Publikum, Beatles, die erwachsen geworden sind, Beatles, die sich über sich selbst – so wie sie früher waren – lustig machen, die sich aber auf ein neues, künstlerisches Niveau hochgearbeitet haben.

Von ihrer neuen musikalischen Form und von ihrem neuen Auftreten war zu reden notwendig, denn alles dies weist darauf hin, daß sie auch inhaltlich zu neuen Aussagen gekommen sind. Sangen sie in ihren ersten Jahren ein wenig klischeehaft und doch rührend von der Liebe und von allem, was damit zusammenhängt, so wurden im Laufe der Jahre – vor allem seit Ende 1965 – ihre Lieder scharf beobachtete Wiedergaben des wirklichen Lebens: Wenn sie von der Liebe sprechen, dann so, daß die Bitternis und die Süße der Liebe ausgedrückt wird. Sie singen von der Freundschaft, von den kleinen Freuden des Alltags, die aber fragwürdig werden, wenn sie nicht in einen Lebenssinn eingefügt sind (Beispiele dafür sind die Lieder Michelle, Yesterday, Yellow Submarine, A little Help from my Friends). Sie sprechen von der Einsamkeit und Liebesleere des Menschen (in Eleanore Rigby, dem Lied von der Putzfrau, die immer, wenn sie nach einer Hochzeit die Kirche putzt, sich zutiefst nach einem Menschen sehnt: «All die einsamen Leute, woher kommen sie alle? All die einsamen Leute, wohin gehören sie alle?») Oder die Einsamkeit, die das Mädchen daheim erlebt (in She's leaving home). Ihre Eltern schufteten und schufteten, damit das Kind einmal alles besser habe. Und inzwischen sind sich Eltern und Tochter fremd geworden, sie haben sich nichts mehr zu sagen. Drinnen ist alles tot, wenn sie an daheim denkt. Und sie möchte doch verstanden werden, sie sucht ja nach Freude und Erfüllung. «Freude allein ist mit Geld nicht zu kaufen.»

Neben Liedern, die von Lebenslust und Freude sprechen, stehen solche, in denen sehr scharf die Sinnlosigkeit des Lebens ausgesprochen wird. Und das alles nie lehrhaft oder anklagend, sondern immer in Form einer kleinen Geschichte, die jeder verstehen kann und in der er etwas von sich, seinem Leben und seinen Fragen aufgenommen findet.

Darum können gerade diese Aussagen sehr viel von der Welt der jungen Leute zeigen.<sup>2</sup>

(2. Teil folgt)

Georg Geppert, Münster

<sup>2</sup> Wer sich näher für die Beatles, die aussagestärkste unter den Beat-Gruppen, interessiert, sei auf eine Neuerscheinung unseres Autors hingewiesen: Georg Geppert, Songs der Beatles, Texte und Interpretationen, mit einem Vorwort von Karl Rahner, Kösel-Verlag, München 1968, 111 Seiten, DM 6.80. 27 Texte sind wiedergegeben, interpretiert und in einen geistigen Zusammenhang gebracht. Vgl. eine erste Vorarbeit in «Orientierung» 1967 (31. Jg.), S. 192–196 und 209–212.

## DIE WELTKIRCHENKONFERENZ VON UPPSALA

«Die Leute der Weltkirchenkonferenz kommen mir vor wie die Weisen aus dem Morgenland. Sie haben den Stern gesehen, haben sich aufgemacht, marschieren auf direkten Straßen und auf manchen Umwegen, sind aber noch nicht bei der Krippe des Herrn eingetroffen», bemerkte ein wohlwollender Kritiker in Uppsala. Dieses «biblische» Bild dürfte nicht schlecht Ziel und Sinn der Ökumenischen Bewegung, ihre innere Dynamik und den bisherigen Fortschritt zum Ausdruck bringen. Ziel aller Wege der getrennten Christenheit kann nur der eine Herr sein, zu dem sich der Ökumenische Rat der Kirchen in Amster-

dam 1948 in seiner theologischen Präambel und Basisformel bekannt hat. Die Kirchen sind jedoch noch unterwegs zum gemeinsamen Ziel, zur vollen Gemeinschaft in Glaube, Sakrament und Liebe in dem einen «Leib Christi». In den vergangenen Dezennien ist dieses wandernde Gottesvolk von Jahr zu Jahr größer und ökumenischer geworden.

### Das Gesicht der Weltkirchenkonferenz von Uppsala

Die erste Weltkirchenkonferenz für «Praktisches Christentum», Stockholm 1925, die erfolgreicher gelang als die meisten Kirchenführer zu hoffen

gewagt hatten, war noch weit davon entfernt, ökumenisch zu sein. Nur 31 Kirchen, vornehmlich aus dem amerikanischen, britischen und europäischen Raum, waren in Stockholm vertreten. Die Vorherrschaft des amerikanisch-britischen Protestantismus war so stark, daß ein deutscher Delegierter das Gesamtbild der Konferenz in die Worte zusammenfaßte: «Die Zusammensetzung des Konzils gab einen eindringlichen Anschauungsunterricht von der Größe des angelsächsischen Protestantismus. Man könnte fast versucht sein zu sagen, daß es eine Heerschau des Protestantismus englischer Sprache gewesen ist, zu der auch der deutsch redende Protestantismus und die östlichen Kirchen Einladungen erhalten hatten.» Ganz Afrika, Asien und Lateinamerika waren durch einige wenige Delegierte – aus vier Ländern (!) – vertreten. Von den ehrwürdigen Ostkirchen hatten 1925 nur sechs Gemeinschaften die Einladung angenommen. Ihre Delegierten, die wohl durch ihre reiche Liturgie und feierliche Gewandung wesentlich zum Glanz der gemeinsamen Gottesdienste beitrugen, aber als Bürger von Agrarländern sich für die praktischen Fragen des sozialen und internationalen Lebens der Industriestaaten mit ihrem Proletariat wenig interessiert zeigten, wirkten mehr als «Dekoration».

In der verhältnismäßig kurzen Zeit seit 1925 hat sich das Bild wesentlich geändert. Nach dem Zweiten Weltkrieg insbesondere erlebte die Ökumenische Bewegung eine Zeit dramatischen Wachstums. In *Amsterdam* schlossen sich 1948 145 Kirchen zum «Ökumenischen Rat der Kirchen» zusammen. *Neu-Delhi* 1961 wurde zu einer wichtigen Etappe auf dem ökumenischen Weg durch den Beitritt der großen Kirchen des Ostens, vorab der Russisch-orthodoxen. Hauptsächlich unter dem Einfluß der Orthodoxie wurde die christologische Basis des Rates, das Bekenntnis zu Christus als Gott und Erlöser, trinitarisch erweitert. Inzwischen hat sich die Zahl der Mitgliedskirchen auf 235 erhöht (227 Vollmitglieder und 8 angeschlossene Kirchengemeinschaften mit weniger als 10 000 Seelen) und umfaßt heute mit wenigen Ausnahmen die gesamte protestantische, anglikanische und orthodoxe Welt. Der feierliche Einzug der 730 Delegierten in die Kathedrale von Uppsala, die Buntheit ihrer Roben und die Verschiedenheit ihrer Hautfarbe offenbarten auch dem Auge etwas von der weltumspannenden Vielfalt der Konferenz.

Eine charakteristische Note bekam die Weltkirchenkonferenz von *Uppsala* 1968 durch das «demonstrative» Ja Roms zu den Bestrebungen des Ökumenischen Rates. Während der Pionier der Ökumene, Nathan *Söderblom*, beim Schlußgottesdienst der Stockholmerkonferenz in der Kathedrale von Uppsala am 30. August 1925 noch klagend bemerken konnte: «Zwei sind hier versammelt: Johannes, der Apostel der Innigkeit und Beschaulichkeit (orthodoxer Osten); Paulus, der größte Apostel des Erlösers (die protestantische Welt), ... der dritte, Petrus, der Sprecher des Jüngerkreises, zögert noch», so ließ diesmal Papst Paul VI. durch einen persönlichen Boten, Bischof Jan *Willebrands* vom Einheitssekretariat, eine Grußbotschaft überbringen, worin er die Anwesenheit offizieller Beobachter-Delegierter der römisch-katholischen Kirche an der Vollversammlung von Uppsala als ein «beglückendes Zeichen für die beidseitige Entschlossenheit, die Zusammenarbeit fortzusetzen und zu vertiefen», bezeichnet.<sup>1</sup> Der höchverdiente ehemalige Generalsekretär und heutige Ehrenpräsident des Ökumenischen Rates der Kirchen, *Visser't Hooft*, erklärte in seiner viel applaudierten Rede: «Wer hätte im Jahre 1925 oder auch nur im Jahre 1948 zu hoffen gewagt, daß wir im Jahre 1968 den Punkt erreicht hätten, daß praktisch alle orthodoxen Kirchen des Ostens ihren so notwendigen Beitrag leisten; an dem Afrika, Asien und Lateinamerika ein so entscheidendes Wort mitzureden haben und an dem durch ein großes Verbindungsnetz enger, freundschaftlicher Beziehungen die römisch-katholische Kirche ... unsere Diskussionen so sehr bereichern und anregen würde? Wir stehen kurz vor der Verwirklichung von *Söderbloms* Traum: daß alle Kirchen der Christenheit zusammen zu den großen Problemen der Menschheit Stellung nehmen können.» Ähnlich pries der jetzige Generalsekretär, Eugene *Blake*, das große Wunder, daß heute, mit der Vollversammlung in Uppsala, «die durch Delegierte und Beobachter vertretenen Kirchen zum erstenmal seit über 900 Jahren wieder eine einzige Geschichte, eine ökumenische Geschichte, haben». Die Väter des Ostens und des Westens trügen «beide zu unser aller gemeinsamem Verständnis des Evangeliums und des

Glaubens bei». «Franziskus und Loyola, Luther und Franz Xaver, Calvin und Servet, Augustin und Arminius, Thomas von Aquin und Kierkegaard, Berdjajew, Bonhoeffer und Barth – sie gehören uns allen.»

Die Zusammensetzung der Weltkonferenz gab zu mancherlei Kritik Anlaß. Unter den Delegierten überwogen die älteren Jahrgänge. 60 % der Mitglieder waren 50 und mehr Jahre alt. Die Jugend, die am Rande der Vollversammlung durch Diskussionen und eine hektographierte Zeitung, die «Hot News», eine große Aktivität entfaltete und dank der Aufgeschlossenheit der «älteren» Delegierten ihre Ideen auch machtvoll in die Konferenz hineintrug – in Amsterdam hatte die Jugend noch wenig bedeutet –, nagelte verschiedentlich die Tatsache fest, daß nur 4 % der Delegierten unter 35 Jahren seien, obwohl die Hälfte der Weltbevölkerung unter 25 Jahren ist. Gerügt wurde auch innerhalb der Konferenz die Untervertretung der «Laien», besonders der Frauen, die nur 9 % der Versammlung ausmachten. Die Versammlung gab in einer Resolution der Erwartung Ausdruck, daß die Mitgliedskirchen zur nächsten Vollversammlung einen höheren Prozentsatz Laien entsenden und bei der Bestellung der Delegierten stärker junge Frauen und Männer unter 35 Jahren berücksichtigen. Wie schon in Stockholm 1925, so waren auch noch in Uppsala 1968 mehr Würdenträger als Sachverständige, mehr Dignitäten als Autoritäten zu Delegierten beordert worden. Die großen Theologen, die für die etablierte Amtskirche nicht immer die bequemsten Leute sind, fehlten weithin. Diese Lücke machte sich besonders bei der Erarbeitung der Texte in den Sektionen bemerkbar.

In Uppsala zeigte sich einmal mehr, daß die überkommene Arbeitsmethode an der Konferenz sehr revisionsbedürftig ist. Trotz meisterhafter Regie – wovon manche Konferenz etwas lernen könnte – eignet sich der große Apparat einer Weltkonferenz wenig, in der engbegrenzten Zeit gründliche Diskussionen über Weltprobleme zu führen. Das fast unerschöpfliche Angebot von Rednern und die karg bemessene Zeit der Aussprache zwangen in den meisten Fällen die Versammlung, die Diskussionen vorzeitig abzubrechen. Auch war den Allgemeinen Versammlungen mit Star-Reden zu viel und den Kommissionen für die eigentliche Arbeit zu wenig Zeit eingeräumt. Mit allgemeiner Akklamation wurde daher eine Forderung der I. Sektion angenommen, daß in Zukunft keine Sektion einer Vollversammlung «je wieder aufgefordert werden sollte, ein theologisches Dokument, ähnlich dem von Uppsala, unter Bedingungen, wie sie in den ersten vier Vollversammlungen herrschten, hervorzubringen. Wenn ein theologisches Dokument erforderlich ist, müssen vollständig andere Verfahrensweisen für die Vorbereitung, Diskussion, Revision und Annahme erarbeitet werden». Das gleiche dürfte wohl auch für nicht-theologische Dokumente gelten, die nicht weniger Geist und Überlegung fordern.

Ist in Uppsala trotzdem etwas Großes geschehen? Eine sichere Antwort wird erst die kommende Geschichte geben können. Nach dem Urteil erfahrener Konferenzkreise ist der erste Eindruck: Uppsala war bedeutender als Neu-Delhi 1961. In der Sektionsarbeit wurde wohl das Maximum erreicht, das unter den gegebenen Umständen erreicht werden konnte.

## Akzente und Schwerpunkte

Die Ökumenische Bewegung umfaßte seit ihrem Entstehen zwei deutlich unterscheidbare Flügel, einen mehr sozialen und einen mehr theologischen: die Bewegung für «Praktisches Christentum» und für «Glaube und Kirchenverfassung». Weil jedoch beide zusammengehören wie Hand und Herz, schlossen sie sich in Amsterdam 1948 zu dem einen «Ökumenischen Rat der Kirchen» zusammen. Im Jahre 1961 wurde in Neu-Delhi auch noch der Internationale Missionsrat integriert, aus der Erkenntnis, daß Kirche wesentlich Mission ist, oder sie ist nicht Kirche. In Uppsala lag der Akzent eindeutig auf der sozialen Seite. Alle Themen standen im Horizont der Frage: Welches ist der Auftrag der Kirche gegenüber der modernen Welt? Hier schlug das eigentliche Herz der großen Versammlung. Nicht nur die Leute aus der Dritten Welt, sondern auch die Vertreter aus den reichen Nationen waren gleichermaßen überzeugt, daß jene Christen, die ihre Verantwortung für den bedürftigen und notleidenden Bruder in irgendeinem Teil der Welt praktisch leugnen, sich ebenso der Häresie schuldig machen wie jene, die eine Glaubenswahrheit verwerfen. Die neue Konzentration auf den Menschen erscheint ihnen nicht eine

Abwendung von Gott, sondern eine Hinwendung zu ihm, der in Christus Bruder aller Menschen geworden ist. Möglichen kritischen Stimmen gegenüber, die meinen könnten, daß der Ökumenische Rat durch sein Eingehen auf soziale, wirtschaftliche und politische Probleme die Kirchen von ihrer eigentlichen Aufgabe, nämlich dem Gottesdienst und der Verkündigung, ablenke, gab Generalsekretär Blake von Anfang an zu bedenken, daß die neue Akzentsetzung nicht etwas völlig Neues in der Kirche sei – eine Neuerung wäre für die Kirche verdächtig –, sondern nur die Erneuerung der ältesten Wahrheiten des christlichen Glaubens in einer durch und durch veränderten Welt. «Wir folgen Gott und seinem Plan nicht weniger, wenn wir die Kirchen zur Bildung neuer Schwerpunkte und zur Schaffung neuer Programme aufrufen, als wenn wir sie zum Festhalten an den alten Wahrheiten ermutigen.» Das Wort «neu» in der Devise der Kirchenkonferenz: «Siehe, ich mache alles neu!» meine nicht eine neue Moderichtung der Theologie oder Soziologie, sondern vielmehr die Erneuerung der Kirche aus einem erneuten Erfassen des Evangeliums und der vertieften Hingabe an diese gute Botschaft.

Im einzelnen berührten die sechs großen Themenkreise der sechs Sektionen – in verblüffender Ähnlichkeit zum Zweiten Vatikanischen Konzil – zwei große Problemkreise: Die Kirche nach innen und die Kirche nach außen, wobei der Schwerpunkt auf dem zweiten lag.

Zum ersten Problemkreis könnte man die Dokumente der ersten und fünften Sektion rechnen: «Der Heilige Geist und die Katholizität der Kirche» und «Gottesdienst in einem säkularen Zeitalter».

Zum zweiten Problemkreis gehören die Themen der zweiten, dritten, vierten und sechsten Sektion: «Aufbruch zur Sendung» – «Wirtschaftliche und soziale Weltentwicklung» – «Auf dem Wege zu Gerechtigkeit und Friede» – «Auf der Suche nach einem neuen Lebensstil».

Erstmals in der Geschichte der Weltkirchenkonferenzen lagen die einzelnen Textentwürfe schon vor Beginn der Vollversammlung zum Studium vor. Aber diese mit Mühe und Sorgfalt von Kommissionen erarbeiteten Dokumente fanden allesamt keine Gnade. Wie die Schemata der vorkonziliären Kommissionen auf dem Zweiten Vatikanum fielen sie saft und sonders unter den Tisch. Was war geschehen? Die Sache ist schwer greifbar und sie dürfte an das Geheimnis jenes Geistes grenzen, von dem es in der Schrift heißt: «Du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt.» Die große Versammlung von Christen aus allen Erdteilen, aus allen Völkern und Rassen, war – man weiß nicht, auf welchen Wegen – von einer Strömung oder Stimmung erfaßt, die instinktiv fühlen ließ: Hier ist noch nicht das richtige Wort gesagt, das die Stunde fordert und das die Herzen innerlich trifft. Darum ist ein Neues zu pflügen! Zum Teil die gleichen Fachleute mußten sich wieder an die Arbeit machen, um der Intention und dem Willen der Vollversammlung entsprechend neue Texte zu verfassen. Man mag daher gegen diese Mammutversammlungen der Weltkirchenkonferenzen und ihre Arbeitsmethoden manch Kritisches vorbringen. Eines ist durch nichts zu ersetzen, und vielleicht kommt letztlich alles gerade auf dieses eine an, nämlich die *betende und bittende Gemeinschaft der Brüder* und ihr *gemeinsames Suchen des Willens Gottes im Hier und Heute*. Das Geheimnis konziliären Geschehens, wie es schon in der Apostelgeschichte 15 geschildert ist, wird hier offenbar. Die Arbeit der Fachleute und noch das Ringen des letzten Konferenzteilnehmers wird dadurch nicht überflüssig, sondern erst recht angefordert, aber letztlich kommt es auf den Geist an, der das Wollen und Vollbringen gibt.

Zu den einzelnen Dokumenten, die in diesem kurzen Überblick nicht ausführlich gewürdigt werden können, seien wenigstens einige «Randbemerkungen» gemacht.<sup>2</sup>

Das Dokument «Der Heilige Geist und die Katholizität der Kirche» ist unter Schmerzen geboren worden. Beinahe wäre es zu keinem gemeinsamen Text gekommen. Die Orthodoxen hatten Einwände über Einwände gegen die stark

westliche Konzeption vorgebracht. Der Redaktionsausschuß mühte sich redlich, durch all die Schwierigkeiten hindurch einen gemeinsamen Pfad zu finden. Ein orthodoxer Redner gestand: «Die Redaktoren sind gute Schwimmer gewesen.» Der Text sei aber immer noch an der Grenze dessen, was die Orthodoxen annehmen könnten. Das Soziologische war ihrer Meinung nach immer noch zu stark unterstrichen. Es war ein durchgehendes Anliegen der Orthodoxen auf der Konferenz, über der horizontalen Dimension, über den menschlichen Ordnungen und Strukturen, den irdischen Diensten und Gemeinschaftsbeziehungen die vertikale Dimension, die Beziehungen zu Gott, den göttlichen Geist nicht zu vergessen. «Ohne den Geist ist Gott ferne, ist Christus in der Vergangenheit, ist das Evangelium toter Buchstabe, die Kirche eine bloße Organisation, die Autorität Machtherrschaft, die Mission Propaganda, der Gottesdienst Beschwörung, das christliche Handeln eine Sklavenethik» (Metropolit Ignatios von Latakia). Mit diesem Anliegen standen sie gewiß nicht allein. In seinem Referat «Der Auftrag der ökumenischen Bewegung» hatte Visser't Hooft eindrücklich betont: «Das Christentum, das seine vertikale Dimension verloren hat, hat sein Salz verloren.» Ein solches Christentum sei in sich fade geworden und auch für die Welt nicht mehr nütze. Kein horizontaler Fortschritt ohne vertikale Orientierung! Andererseits warnten die westlich orientierten Christen vor einer zu einseitigen Konzentrierung auf die vertikale Dimension. Ein Christentum, das seine Verantwortung in der Welt nicht wahrnimmt, ist ebenso eine Verleugnung Gottes, der Mensch geworden, eine Negierung der Liebe Gottes zur Welt. Dem Text wurde weiter vorgeworfen, er sei zu verschwommen. Jeder werde ihn in seiner Weise lesen. Wie dem auch sei, das neue Dokument bedeutet einen Fortschritt über Neu-Delhi hinaus. In drei Punkten hat es deutlich einen neuen Akzent gesetzt:

▷ Die Katholizität ist etwas Dynamisches. Sie ist eine Gabe von oben, aber auch eine Aufgabe. Die Kirche ist von ihrer Wurzel her katholisch, muß aber durch die Zeit mehr und mehr katholisch werden. Die Katholizität ist wie ein Samenkorn, das wachsen muß.

▷ So wichtig die Einheit der Christen an jedem Ort ist (Neu-Delhi), so darf darüber die Einheit der Christen an allen Orten, die Einheit der Gesamtkirche, nicht vergessen werden. Die Christen gehören zusammen und sind aufgerufen, gemeinsam zu handeln.

▷ Die Kirche, die Zeichen der zukünftigen universalen Einheit ist, hat hier und heute um die Einheit aller Menschen zu ringen. Jede Rassendiskriminierung, jeder Klassengeist ist Sünde gegen die Katholizität. Diese zweite Dimension der Katholizität zur Welt hin wurde erstmals in einem offiziellen Dokument betont.

Die Frage nach dem «Gottesdienst» (fünfte Sektion) war zum erstenmal einer Vollversammlung so ausdrücklich gestellt. Das Dokument will daher auch nur einen Ausgangspunkt für die notwendige Neubestimmung bringen. In den Beratungen wurde klar, daß die Erneuerung des Gottesdienstes nicht allein in der Besinnung auf die gute Vergangenheit bestehen kann. Bloße «Rückkehr zu den Quellen» ist überholt! Die Säkularisierung des Lebens fordert uns Christen heraus, für das neue Lebensgefühl offen zu sein und neue Wege zu suchen. In diesem zentralen Punkt bestand Übereinstimmung zwischen Ost und West. Neben der Predigt, so wird gefordert, sollten andere Formen der Verkündigung gesucht werden: Dialog, Bild, Kunst, Theater usw. Alle Kirchen werden aufgerufen, sich Gedanken über die Einführung neuer Formen der Abendmahlsfeier zu machen. Etwas neu klingt für viele wohl auch die Forderung: «Alle Christen sollten ernsthaft bedenken, ob es wünschenswert ist, die frühchristliche Tradition der Abendmahlsfeier an jedem Sonntag wieder aufzunehmen.» Der Gottesdienst dürfe aber nie im Kultischen aufgehen. Die Kirche

müsse in ihrem Gottesdienst ihre Solidarität mit der Welt sichtbar machen. «Unser Abendmahl mit Christus muß zeigen, daß wir unser Brot mit seinen hungrigen Brüdern in der Welt teilen.»

Die vier Dokumente, die die «Kirche nach außen» zum Gegenstand haben, sind getragen von einer gemeinsamen Leitidee, die vielleicht am besten mit einem Wort *Dag Hammarskjölds* ausgedrückt werden kann – *U Thant* zitierte es in seiner Botschaft an die Konferenz: «In unserer Zeit führt der Weg zum Heiligen notwendigerweise durch die Welt des Handelns.» Die zentrale Botschaft von Uppsala würde jeden Sinn verlieren, wenn man die Verantwortung der Christen in der Welt streichen wollte. In den Dokumenten der dritten und vierten Sektion kommt die zentrale Thematik der Vollversammlung zur Sprache: Das Problem arm und reich, die Fragen der Entwicklung, die Wege zu Gerechtigkeit und Frieden. Das bewußte Engagement in der Welt muß auch den neuen Lebensstil des Christen prägen, ein Problem, dem sich erstmals eine Vollversammlung widmete. Die sechste Sektion gestand selber das Tastende ihres Versuches und das Ungenügen ihres erarbeiteten Textes ein, aber ein Anfang ist gemacht. Die Überzeugung wurde ausgesprochen: «In unserer Zeit sind die Christen aufgerufen, eine ihnen vertraute Umwelt zu verlassen und zu unbekanntem Horizonten vorzustoßen.» Als gemeinsames Merkmal möglicher christlicher Lebensstile, die je nach Kulturen verschieden sind, nennt das Dokument die «dankbare Freude, Gottes Mitarbeiter sein zu dürfen in einer Schöpfung, die durch wissenschaftliche und technische Erfindungen zum Neuen hin getrieben wird». Von dieser neuen Sicht des Christen in der Welt ist auch das Dokument der zweiten Sektion «Aufbruch zur Sendung» inspiriert. Der Gedanke der Mission ist nicht mehr beherrscht von der Frage der «Bekehrung», sondern vielmehr von dem Problem: Was müssen wir Christen in der Welt tun? Oder noch genauer: Wo und wie müssen wir Christen in der Welt stehen? Die Kirche muß als missionierende Kirche das Zeichen des neuen Menschseins sichtbar machen. In Uppsala hatte man das Wort «neu» viel auf der Zunge, und mancher Delegierter hatte leise Bedenken, ob auch die entsprechenden Taten folgen werden. Ein Votant wies auf das öfters angetroffene Paradox hin: «Hier auf der Konferenz fordern wir mit lauter Stimme einen neuen Lebensstil, und daheim halten wir zäh die alten Stellungen.»

Bereits bei der Beratung und Verabschiedung der Resolutionen, die hochpolitischen Stoff wie Vietnam, Nigeria/Biafra, Naher Osten zum Gegenstand hatten, spürte die Konferenz die Widerstände der harten Wirklichkeit. Die «provokatorische Sprache der Propheten» wich fast überall abgeschliffenen Vermittlungsformeln, die keiner Partei wehtun. Ein Schweizer Delegierter hatte sich zum Beispiel bei der Resolution über Nigeria für einen mutigeren Text eingesetzt, indem er den Delegierten zurief: «Was würde hier Christus sagen?» Aber es erging ihm ähnlich wie schon dem Schweizer Professor *Hadorn*, der bei der Stockholmer Konferenz 1925 in der Frage Abrüstung und Völkerbund noch zuletzt das Zwingliwort in den Saal geworfen hatte: «Tut um Gottes willen etwas Tapferes!» Aus der Fanfare wurde eine zahme Schamade. So war es kaum verwunderlich, daß die ungedulden Jugenddelegierten in einer Erklärung vor dem Plenum vor der Tendenz warnen, dauernd «Kompromisse zu schließen, die weder die wahre Situation der Spannungen in der Welt widerspiegeln noch oft zu konstruktiven Aussagen führen». Erstaunlicherweise wurde die Erklärung der Jugenddelegierten, in der dieser Satz steht, fast einstimmig – es gab nur sechs Gegenstimmen – vom Plenum dem Zentralausschuß zu gründlichem Studium zugeleitet. Bei aller Bedächtigkeit des weiseren Alters wollte man doch der vorwärts stürmenden Jugend aufrichtiges Verständnis bekunden. «Wir anerkennen die Klarheit und Gradheit der Forderungen der Jugend.»

## Die katholische Präsenz in Uppsala

Mit Johannes XXIII. ist Rom aus der Rolle des bloßen Zuschauers herausgetreten und zum Partner in der Ökumenischen Bewegung geworden. Nach der reservierten Distanz eines Pius XII., der nach einem Wort seines getreuen Privatsekretärs P. *Leiber* SJ «in seinem Herzen zu sehr römischer Aristokrat war, um ein inneres Verhältnis zur protestantischen Welt gewinnen zu können», hatte Johannes XXIII. in seiner Krönungsansprache mit einem Satz eine Trennungswand niedergeworfen: «Ich bin Joseph, euer Bruder!» Seine Worte blieben nicht ohne Taten. Erstmals wurden fünf katholische Beobachter an die Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi 1961 gesandt. Die breite ökumenische Öffnung der katholischen Kirche im Verlaufe des Konzils führte 1965 zur Bildung einer «Gemeinsamen Arbeitsgruppe Rom/Genf» (8 Vertreter des Ökumenischen Rates und 6 Vertreter der römisch-katholischen Kirche), um die Möglichkeiten der Zusammenarbeit zu prüfen und die Methoden auszuarbeiten, nach denen sie gestaltet werden soll. Der in Uppsala der Vollversammlung vorgelegte Bericht konnte bereits von erfreulichen Fortschritten auf sechs verschiedenen Gebieten berichten: Zusammenarbeit mit der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung an einer Studie über «Katholizität und Apostolizität», gemeinsame Beratungen über Missionsfragen, zahlreiche Kontakte in der Laien- und Jugendarbeit (bereits denkt man an einen gemeinsamen Weltkongreß der Laien im Jahre 1970 oder 1971), Zusammenarbeit in Hilfsaktionen und internationalen Angelegenheiten. «Den sichtbarsten und umfassendsten Akt internationaler Zusammenarbeit» nannte E. C. Blake die Beuruter-Konferenz über Entwicklungsfragen, die der Ökumenische Rat zusammen mit der Päpstlichen Kommission für Iustitia et Pax im April 1968 veranstaltet hatte. Bereits besteht ein Gemeinsamer Ausschuß für Gesellschaft, Entwicklung und Frieden mit einem ständigen Stabssekretär, P. G. H. *Dunne*, der als erster römisch-katholischer Theologe in der Zentrale des Ökumenischen Rates in Genf Einsitz genommen hat. Zusammenfassend nannte der Tätigkeitsbericht des Zentralausschusses den Wandel in den Beziehungen zwischen Rom und Genf das «übertragende Ereignis» in den vergangenen sieben Jahren. In den vorbereiteten Texten für Uppsala war denn auch ein reger Ideen-Austausch nicht zu verkennen. Die Thematik der Weltkonferenz «Einheit und Erneuerung» berührte sich auch engstens mit dem Grundthema des Zweiten Vatikanischen Konzils.

An der Weltkonferenz selbst war die römisch-katholische Kirche offiziell durch vierzehn Beobachter-Delegierte vertreten (fünfzehn waren geladen und auch bestimmt gewesen, aber ein Afrikaner traf nicht ein). Rom war sich der Wichtigkeit der Konferenz bewußt. «Es ist kein Ereignis des Alltags», hatte ihnen der Papst gesagt, «sondern eine hochverantwortliche Sache.» Neben einer Anzahl katholischer «Gäste» hatte sich eine große Schar – wohl an die zweihundert – katholischer Journalisten als Berichterstatter für die katholische Presse eingefunden. Das in Konferenzkreisen als das «historische Faktum von Uppsala» bezeichnete Ereignis war die Berufung von neun katholischen Theologen als vollgültige Mitglieder in die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, die dadurch erstmals in ihrer Geschichte zu einem repräsentativen Organ aller großen christlichen Traditionen geworden ist.

Die Rolle der katholischen Beobachter-Delegierten trat in den Plenarsitzungen notwendig zurück. Beobachter können nur sprechen, wenn sie gebeten werden. In der wichtigen Sektionsarbeit hingegen, in der die Themen der Vollversammlung diskutiert und wegweisende Texte für die Mitgliedskirchen erarbeitet wurden, hatten sie das freie Wort. Ob diese Chance entsprechend genutzt wurde, war unter den katholischen Journalisten (die in alle Sitzungen Zugang hatten) manchmal bezweifelt worden. Gewiß waren alle überzeugt, daß die Tugend der Bescheidenheit gerade jene Kirche zu zieren habe, die noch der Pionier der Stockholmer Konferenz als die «großartigste klerikale Einrichtung, die die Welt gesehen», bezeichnet hatte. Aber es gab zahlreiche Situationen, wo eine aufgeschlossene, auf dem Zweiten Vatikanum aufbauende katholische Theologie gleichsam eine Mittlerrolle zwischen protestantischen und orthodoxen Positionen hätte spielen können. Überraschenderweise hat sich in Uppsala gezeigt, daß Rom und Genf sich in vielen, auch theologischen Fragen untereinander besser verstehen als mit der Orthodoxie, die an theologischer Starrheit die lateinische Scholastik noch übertrifft.

Leider fehlten in Uppsala auch katholischerseits die großen Theologen. (Sollte die Feststellung eines evangelischen Kollegen recht haben, daß es eine allgemeine Tatsache sei, daß die Kirchenleitungen «profilierter Theologen» nicht besonders lieben!?)

Erstmals in der Geschichte der ökumenischen Weltkonferenzen sprach in einer Plenarsitzung der Vollversammlung ein römisch-katholischer Theologe zu den Delegierten. In seinem Referat «Die Ökumenische Bewegung, der Ökumenische Rat der Kirchen und die römisch-katholische Kirche» stellte sich P. R. Tucci SJ der Frage nach der Mitgliedschaft der katholischen Kirche im Weltkirchenrat, und zwar in einer offenen, dynamischen Art, die sich gewiß auch nicht von der «römischen Linie» entfernte, aber wohl weniger ängstlich war als die mancher Beobachter-Delegierter.

P. Tucci suchte die Linie des Konzils nur etwas weiter auszuziehen, um den tiefen Argwohn vieler nichtkatholischer Christen zu zerstreuen, daß Rom sich als das Zentrum der Ökumene betrachte und die Einheit der Kirche nur in einer «Rückkehr nach Rom» sehen könne. «Die Kirche Christi deckt sich in ihrer vollkommenen Gestalt nicht absolut und vollständig mit der heutigen katholischen Kirche.» Auch sie ist «dynamisch auf die vollkommene Verwirklichung der Kirche Christi in der Fülle der Gaben und Gnaden und in vollendeter Katholizität gerichtet». Die Einheit der Christen ist «auch für uns Katholiken nicht zwangsläufig etwas, was sich in der katholischen Kirche, wie sie heute ist, vollziehen muß, sondern in der Kirche Christi, deren Kräfte und Möglichkeiten voll entfaltet wären, und auf die hin das Wirken des Heiligen Geistes alle kirchlichen Gemeinschaften heute treibt ... Einheit wächst in dem Maße, wie wir überzeugt sind, daß wir alle voneinander lernen müssen, weil niemand unter uns, kein einzelner und keine Gemeinschaft, ein vollkommenes, endgültiges Wissen um die Wahrheit und das christliche Leben besitzt, dem nichts hinzuzufügen und das nicht einzuschränken wäre; so müssen wir zusammen pilgern, uns gegenseitig helfen und in der Welt den Glauben bezeugen, der uns auf dem Weg zur vollkommenen Wahrheit verbindet». Nach diesem Modell müssen alle Kirchen aufeinander zugehen (konvergieren), um sich in jener Einheit zu finden, die nach dem Willen des Herrn der «Leib Christi» im Ablauf der Zeit gewinnen soll.

Jedermann weiß, daß ein Beitritt Roms zum Ökumenischen Rat noch große psychologische und praktische Schwierigkeiten zu überwinden hätte, und zwar auf beiden Seiten. Es ist zum Beispiel kaum annehmbar, daß eine Gruppe schon zahlenmäßig alle andern dominiert. Nach der heutigen Struktur des Ökumenischen Rates bekäme aber der «katholische Flügel» durch einen Beitritt Roms ein großes zahlenmäßiges Übergewicht. Die Vollversammlung hat jedoch bereits dem Zentralausschuß die Weisung gegeben, im Lichte der neuesten ökumenischen Entwicklungen – nicht zuletzt wegen eines eventuellen künftigen Beitritts der römisch-katholischen Kirche – die Struktur des Ökumenischen Rates zu überprüfen. Bei einer bloßen «Zusammenarbeit», so wichtig sie auf dem Weg zur Einheit sein mag, will und kann man es nicht bewenden lassen. Vielleicht haben einige katholische Beobachter-Delegierte allzusehr den Ton auf die «Mitarbeit» gelegt – «hier wollen wir alles tun», wurde auf einer Pressekonferenz erklärt – und den andern Gesichtspunkt, «die Gemeinschaft der Kirchen», vorläufig fast als etwas Sekundäres bezeichnet. Visser't Hooft sagte wohl zu Recht: «Ich glaube, wir müssen an der ursprünglichen Überzeugung der Ökumenischen Bewegung festhalten, daß es geradezu zum Wesen des Volkes Gottes gehört, als eine versöhnte und deshalb vereinte Familie zu leben, und daß es zu seinem Zeugnis gehört, der Welt das Bild einer neuen Menschheit zu zeigen, die in ihrem Leben keine Trennwände kennt. Selbst die beste Zusammenarbeit und der intensivste Dialog sind kein Ersatz für eine volle Gemeinschaft in Christus.»

Gleichsam am Rande sei noch vermerkt, daß eine kleine Gruppe katholischer Ordensschwester nach Uppsala gekommen war, um (nach dem Beispiel der Brüder von Taizé während des Konzils in Rom) für die Weltkirchenkonferenz zu beten und zu arbeiten. Wo das Anliegen in dieser Tiefe gesehen wird, kann bereits jene Brüderlichkeit entstehen, die in Uppsala ein

Stück Wirklichkeit wurde. Die katholischen Journalisten fühlten sich keinen Augenblick in einer protestantischen oder orthodoxen Umgebung, sondern in einer großen Gemeinschaft, geschart um denselben Herrn.

#### Die Vision eines universalen Konzils

Die Jugend des Ökumenischen Rates ist vorüber. In den zwanzig Jahren seines Bestehens ist er erwachsen und durch mannigfache Erfahrung mündig geworden. Vielleicht beginnt für ihn erst jetzt richtig die Zeit, wo er sich den harten Glaubens- und Lebensproblemen, der tatsächlichen Überwindung der Trennung der Christenheit stellen und aussetzen muß. Alle Christen sind wohl Nachbarn geworden, müssen aber erst noch zusammenkommen über Zäune und Mauern. Sie werden es nicht in einem kühnen Sprung schaffen, sondern nur Schritt für Schritt. Weil sie jedoch schon wissen, daß sie untrennbar zusammengehören, sind sie doppelt gerufen, «auf die Zeit hinzuarbeiten, da ein wirklich universales Konzil wieder für alle Christen sprechen und den Weg in die Zukunft weisen kann» (Bericht von Sektion I).

A. Ebmeyer

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Unmittelbar vor Beginn der Konferenz schien eine drohende Wolke am Horizont den heiteren Himmel von Uppsala zu verdunkeln. In den ersten Gesprächen mit bekannten Freunden kam die Rede immer wieder auf das «Papst-Kredo» vom 30. Juni. Hatte der Papst bewußt den Vorabend der Weltkonferenz für diese Verlautbarung gewählt? Was sollte dieses «Papst-Kredo», das in seinem Inhalt sehr vorkonziliar schien, bedeuten? Zunächst war in Uppsala in den ersten Tagen kaum der volle Text aufzutreiben, so daß eine Antwort schwierig war. Die Versicherung der «Römer», daß dieses Bekenntnis nur der Abschluß des katholischen Glaubensjahres bilde und gar nicht auf Uppsala gemünzt sei, besänftigte im Verlauf der ersten Woche wieder die Gemüter. Ein kleiner Stachel aber blieb. Der Primas von England, Erzbischof Dr. Michael Ramsey, wurde in der Pressekonferenz nach seiner Meinung über das «Papst-Kredo» gefragt. Er sagte etwas humorvoll, aber zugleich sehr bestimmt: In der römisch-katholischen Kirche würden sich die konservativen und progressiven Elemente die Waage halten, und dementsprechend sei auch in Zukunft mit konservativen und progressiven Verlautbarungen zu rechnen. Das Kredo des Papstes wäre nun eben wieder eine konservative Erklärung. Erzbischof Ramsey bedauerte daran zwei Dinge: 1. Der Papst habe darin nichts über die dem Konzil so wichtige Kollegialität der Bischöfe gesagt. 2. Der Papst habe das Nizänische Glaubensbekenntnis Seite an Seite mit weniger fundamentalen Glaubenslehren gestellt, nachdem doch das Konzil von der «Hierarchie der Wahrheiten» gesprochen und begonnen hatte, zwischen fundamentalen und weniger fundamentalen Wahrheiten zu unterscheiden.

<sup>2</sup> Die von der Weltkirchenkonferenz erarbeiteten und approbierten Dokumente spielen natürlich nicht die gleiche Rolle wie ein Konzilstext der katholischen Kirche, der als verpflichtendes Wort in die Kirche eingeht. Der Weltkirchenrat kann die Mitgliedskirchen nicht zu etwas bindend verpflichten. Die Dokumente einer Weltkirchenkonferenz sind mehr Weisungen und Empfehlungen, die den Mitgliedskirchen zum Studium und eventuellen Entscheidungen in die Hand gegeben werden.

## Parteilose und engagierte Literatur in Rußland

Zum Tode Konstantin Paustovskijs (1892–1968) und Aleksandr Jaschins (1913–1968).

1968 verlor die sowjetische Literatur in der gleichen Juliwoche zwei ihrer bedeutendsten Männer. Ein Vergleich zwischen den beiden Verstorbenen drängt sich auf. Der lyrische Erzähler Paustovskij und der erzählende Lyriker Jaschin haben zwar auf den ersten Blick wenig Gemeinsames. Es trennte sie mehr als nur der Unterschied zweier verschiedener Generationen, aber sie lebten in der gleichen Umwelt und waren beide zur Stellungnahme zu den Ereignissen ihrer Zeit aufgerufen. Sie taten es auf verschiedene Weise. Vielleicht sagt gerade deshalb ihr Lebensbild Wesentliches über die Möglichkeiten und Grenzen der sowjetischen Literatur aus.

K. Paustovskij erlebte die Oktoberrevolution bereits als gereifter Mann, und er bekannte später: «Die Oktoberrevolution in ihrer Gesamtheit aufzunehmen, war mir auf Grund meiner idealistischen Erziehung nicht möglich. Darum erlebte ich die Revolution auch nicht als Teilnehmer, sondern als Zuschauer.» Das Bild stimmt trefflich, denn im Grunde seines Wesens blieb Paustovskij bis zu seinem Lebensende «Zuschauer». Er trat auch niemals der Kommunistischen Partei bei.

Anders A. Jaschin! Unter der Sowjetmacht aufwachsend, führte ihn sein Weg über den Komsomol (den kommunistischen Jugendverband) 1941 in die Partei. Nachdem er sein journalistisches Talent unter Beweis gestellt hatte, wurde er 1935 zum Studium an das Gorkij-Institut für Weltliteratur nach Moskau gesandt. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem er, wie auch Paustovskij, als Kriegsberichtersteller gearbeitet hatte, zeichnete er sich insbesondere durch die Produktion höchst linientreuer Kolchosverse aus. 1949 wurden seine Bemühungen mit der Verleihung des Stalinpreises für das Kolchos-Poem «Aljona Fomina» gewürdigt.

Demgegenüber gelang es dem parteilosen Paustovskij sein ganzes Leben lang niemals, einen der großen sowjetischen Literaturpreise zu erringen. Seine lyrischen Naturschilderungen – sicher etwas vom Schönsten und Tiefsten, was Paustovskij schrieb – ermangelten in den Augen der offiziellen Kunstkritiker der notwendigen Parteilichkeit, und der große Schriftsteller geriet deshalb auch immer einmal wieder unter Beschuß. Aber Konstantin Paustovskij eroberte sich schließlich durch die Qualität seines Nachkriegswerkes, das überdies ideologisch neutral genannt werden kann, auch die Anerkennung der sowjetischen Literaturgewaltigen. Während zwölf Jahren hielt er literarische Seminare am Gorkij-Institut, und sein Einfluß auf die junge Generation der Sowjet-Schriftsteller ist unbestritten. Er wurde auch ins Präsidium des sowjetischen Schriftstellerverbandes gewählt, und die «Malaja Sovetskaja Enciklopedija» widmete ihm einen ehrenden Abschnitt.

#### Folgen der Entstalinisierung

Den Namen des Stalinpreisträgers Jaschin (inzwischen muß man zwar «Staatspreisträger» sagen) sucht man im gleichen Werk vergeblich. Der treue Kommunist wurde vom Parteilosen überrundet, wobei kaum die literarische Wertskala (auf der Paustovskij sicher überragte) ausschlaggebend gewesen sein dürfte. Stalins Tod und die darauf folgende Entstalinisierung bildete für beide Schriftsteller einen Wendepunkt. A. Jaschin war und blieb ein engagierter Künstler. Die Ironie des Schicksals jedoch wollte es, daß der streng nach den Gesetzen des Sozialistischen Realismus Parteilichkeit übende Kommunist mit seinem Engagement nun plötzlich mehr Ärger erregte als Paustovskijs mangelnde Parteilichkeit.

Sowohl Jaschin als auch Paustovskij hatten in der Stalin-Ära künstlerisch unbedeutende, aber parteitreue Aufbau-Poeme beziehungsweise Aufbau-Novellen verfaßt. Es adelt beide, daß sie in der neuen Situation nach Stalins Tod der Konfrontation mit der Vergangenheit nicht auswichen und daß beide eine neue Etappe ihres schöpferischen Wirkens in Angriff nahmen, wenn auch auf verschiedene Weise. Paustovskij nahm sein Werk nochmals von Anfang an, indem er eine sechsbändige autobiographische Novellensammlung mit dem Titel «Geschichte über das Leben» schrieb, während Jaschin den Schritt von der Poesie zur Prosa wagte und sich, sehr selbstkritisch, mit der neuen Situation auseinanderzusetzen suchte.

Paustovskij distanzierte sich in seiner «Geschichte über das Leben» mit folgenden Worten von seinen einstigen Agitprop-Novellen: «Sollte es jedoch jemandem einfallen, «Kara Bogas» und die erwähnten Aufsätze mit meinen jetzigen Erinnerungen zu vergleichen, so möge er sich über gewisse Abweichungen nicht wundern. Die Erklärung ist einfach: damals war ich jung und ging mit Worten noch recht verschwenderisch um, während ich jetzt, mit den Jahren, wenn man so sagen darf, in

meiner Prosa schweigsamer geworden bin. Außerdem wirft das Heute rückwirkend seinen Schein auf das Gewesene, und die Vergangenheit ersteht gewandelt – die einen Farben sind verblaßt, andere haben intensivere Leuchtkraft gewonnen.»

#### Hoffnung des Menschen

Für Paustovskij ist die Dichtung ein Geschenk aus jener imaginären und doch nicht unrealen Zukunft, «in der sich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Hoffnung des Menschen auf die Harmonie der Welt und die Unsterblichkeit der Liebe kristallisiert, obwohl diese Hoffnung jeden Tag neu geboren wird, um gleich darauf wieder zu sterben». Jaschin dagegen sieht als konsequenter Kommunist in der Literatur eine weltumgestaltende und weltverbessernde Macht. «Ich bin in meinem Leben oft und lange im Traum geflogen, und jedesmal fühlte ich mich allmächtig dabei. Man braucht nur die Arme auszustrecken, und schon löst man sich von der Erde, schwebt über Dächer, über Wälder und Berge. Man braucht es nur zu wünschen, und alles geht in Erfüllung: zu den Menschen kommen Glück und Wohlstand, und man liebt dich, weil du stark und gut bist. Natürlich werden im Traum auch die besten Bücher geschrieben, solche, die auf das Schicksal der Menschen Einfluß nehmen können.»

Dies bedeutet nicht, daß Jaschin die Diskrepanz zwischen dem erträumten Ideal und der Wirklichkeit nicht gesehen hätte. Er wollte gerade mit seinen sozialkritischen Erzählungen «Die Hebel», «Die Waise» und «Die Hochzeit von Vologda» aufzeigen, wie weit die Realität noch vom Ideal entfernt sei und was es noch zu tun gebe. Unliebsames Aufsehen erregte er jedoch damit, daß er auch die Kommunisten von dieser kritischen Betrachtung nicht ausnahm. «Die Wahrheit wird bei uns im Bezirk nur in den Ehrenvorstand gesetzt, damit sie sich nicht gekränkt fühlt und damit sie schweigt», läßt Jaschin Kommunisten in der Novelle «Die Hebel» zueinander sprechen. «Die Wahrheit taugt nur für Versammlungen, für Feiertage, so wie Kritik und Selbstkritik. Für die Praxis ist sie unanwendbar.» Und vom Parteisekretär heißt es: «Die Menschen sind für ihn nur Hebel ... Er meint, die Partei könne an Autorität einbüßen, wenn er sich mit dem Volk wie von Mensch zu Mensch unterhält. Er weiß doch, daß wir in der Kolchose für den Arbeitstag hundert Gramm Getreide erhalten; er aber behauptet hartnäckig: «Von Tag zu Tag steigt der Wert des Arbeitstages, und der Wohlstand wird größer»; keine einzige Kuh haben wir in unserer Kolchose, aber er: «Von Jahr zu Jahr erhöht sich der Viehbestand in der Kolchose. Soll er doch ganz ehrlich sagen: «Euch geht es jetzt aus dem und dem Grund nicht besonders gut ... es wird uns eines Tages aber besser gehen ...» Die Leute würden dann mit viel mehr Freude an die Arbeit gehen.»

Der Zorn der Partei brachte Jaschin nicht zum Schweigen. Er hatte – als Waisenkind – das Leben in den Kolchosen von deren Anfängen an kennengelernt. Daß der Kommunismus für die ländliche Bevölkerung nicht das gehalten hatte, was er versprach, lieferte Jaschin 1962 den Stoff zu seiner niederschmetternden Schilderung vom Hochzeitsschmaus, der zum Leichenmahl wurde. Es ist kein Zufall, daß ihm in der «Literaturnaja Gazeta» (17. Juli 1968) jene Schriftsteller den Nachruf schrieben, die so dachten wie er und es auch auszusprechen wagten: Sergej Zalygin und Vladimir Solouchin, und daß diese Schriftsteller um den frühen Hinschied Jaschins trauerten.

#### Eins mit der Natur

«Ich glaube nun einmal, daß der Mensch eins sein soll mit der Natur. Er wird, wenn er liebevoll an ihren Verwandlungen und Mühen Anteil nimmt, schlichter, sanfter und gütiger. Ich kenne keine Arbeitsstätte, die den Menschen so zum Guten wandelt, ihn so in Einklang mit sich selber bringt, wie die Erde.» So lautet A. Jaschins Kredo in «Ich schenke Vogelbeeren». Er war in seiner Art nicht weniger Humanist als

Paustovskij, obwohl vor allem letzterem dieser Ehrentitel (selbst von der Partei) zuerkannt wurde. Paustovskij glaubte wie auch Jaschin an die veredelnde Macht der Natur, wenn auch unter einem andern Aspekt.

«Das Wissen um die Natur ist die Verdichtung immer wieder überraschender und erhabener Poesie. Wir müssen diese flüchtige Poesie der Natur wahrnehmen und bewahren lernen – sie verschönt die Welt und gibt ihr einen Sinn. Die Natur wählt und ernennt keine Säger und keine Minstrels zu ihrem Ruhm. Sie ist des törichten und vermessenen menschlichen Hochmuts bar.»

Kornej *Tschukovskij* schreibt: «Schwerlich wußten die Millionen Leser seiner wertvollen Bücher im In- und Ausland, was dies

für ein ritterlich edler, kompromißloser, aufrichtiger Mensch gewesen ist.» Tatsächlich fand Paustovskij zu dieser Haltung im Kontakt mit der Natur in den Wäldern an der Oka, der er ihre Geheimnisse ablauschte. Von Paustovskij gilt nicht weniger, was Vladimir Solouchin von Aleksandr Jaschin sagt: «Sein Weg war ein Weg zur Wahrhaftigkeit und zur Vollkommenheit.» Daß dieser Weg auch in der sowjetischen Literatur möglich ist, müßte uns freudig und nachdenklich zugleich stimmen.

Aleksandr Jaschin selber bedauerte im Gedicht «Gute Taten», daß ihm die Einsicht zu spät gekommen sei. Er begründete diese harte Selbstkritik mit dem lapidaren Satz: «Den guten Taten tun schnelle Hände not.»  
*Robert Hotz*

## NEUES FORUM

Internationale Zeitschrift für den DIALOG

Herausgegeben von Günther Nennung und Paul Krontorad

Heft 176-177 August/September 1968 XV. Jahr

KARDINAL KÖNIG: *Dialog als Abenteuer*

HERBERT MARCUSE: *Gibt's noch Christen?*

LESZEK KOLAKOWSKI: *Zur Gomulka*

WOLF BIERMANN: *Mit Marx- und Engelszungen*

GÜNTHER NENNING: *Studenten und Sozialismus*

BRUNO KREISKY:

Erhältlich in allen guten Buchhandlungen, Kiosken, Bahnhöfen, Hochschulen und Museumstraße 5, A-1070 Wien

**Herausgeber:** Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

**Redaktion und Administration** (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

**Bestellungen:** bei der Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842  
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975). – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) – Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz – Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

**Abonnementspreise:**

a) *Ganzes Jahr:* sFr. 17.- / DM 18.- / öS 100.- / bFr. 210.- / dän. Kr. 28.- / FF 20.- / Lire 2500.- / US\$ 4.50

b) *Halbes Jahr:* sFr. 9.- / DM 9.50 / öS 60.- / bFr. 110.- / dän. Kr. 15.- / FF 11.- / Lire 1300.-

c) *Gönner:* sFr. 22.- / DM 23.- / usw.

d) *Studenten:* jährlich sFr. 10.- / DM 10.- / öS 70.- / bFr. 120.- / dän. Kr. 16.- / FF 12.- / Lire 1400.-

e) *Einzelnummer:* sFr. 1.- / DM 1.- / öS 6.- / bFr. 12.- / dän. Kr. 1.60 / FF 1.20 / Lire 140.-

### Bereits in zweiter Auflage erschienen

ist im Rex-Verlag die deutsche Ausgabe der neuen Enzyklika von

**Papst Paul VI.,**

### Humanae vitae

*Über die Geburtenregelung*

24 Seiten, mit Marginalien. Kartoniert Fr./DM 2.80, öS 19.60

Bestellungen nimmt Ihre Buchhandlung gerne entgegen.

REX-VERLAG, 6000 LUZERN 5

### Glaubensbildung für Laien

**TKL THEOLOGISCHE KURSE FÜR LAIEN**

8 Semester systematische Theologie für Personen mit Matura, Lehrpatent oder Eidg. Handelsdiplom

*Abendkurse* in Zürich und Basel und *Fernkurs*  
*Beginn* des 7. Kurses 1968/72: Oktober 1968

**KGK KATHOLISCHER GLAUBENSKURS**

6 Trimester Einführung und Vertiefung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments für Personen mit abgeschlossener Volksschule

*Abendkurse* in Basel, Bern, Luzern und *Fernkurs*  
*Beginn* des 7. Kurses 1968/70: Oktober 1968

Prospekte und Auskünfte:

Sekretariat TKL/KGK, Neptunstraße 38, 8032 Zürich  
Telephon (051) 47 96 86

### Das moderne Menschenbild und das Evangelium

5. Ökumenisches Wochenende für Akademiker  
Einsiedeln, 21./22. September 1968

Das biblische Menschenbild  
*Prof. Dr. theol. Alfons Auer, Tübingen*

Konfrontation mit modernen Menschenbildern  
*Prof. Dr. phil. et theol. Wolfgang Binder, Zürich*

Erziehung zum Menschen  
*Pfarrer Dr. Eduard Wildbolz, Zürich*  
*Rektor Dr. Franz Dilger, Hitzkirch*

Podiumsgespräch der vier Referenten  
Leitung: *Pfarrer Dr. theol. Peter Vogelsanger, Zürich*

Anfragen und Anmeldeformulare:  
*Dr. E. Heppner, Berglistraße 22a, 6000 Luzern*  
Telefon (041) 2 48 95

**AZ**

Zürich 1

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion